

**Jugend in der Fabrik.
Die Lebens- und Arbeitswelt
Heranwachsender in Wien zwischen
1880 und 1918**

DIPLOMARBEIT

zur Erlangung des Magistergrades an der Kultur- und
Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg
Fachbereich: Geschichts- und Politikwissenschaft
Gutachter: Univ.-Prof. Dr. Reinhold Reith

eingereicht von
GEORG STÖGER

Salzburg, im August 2004

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

1. Einleitung	S. 5
1.1 Begriffsabgrenzungen und Betrachtungsrahmen	S. 7
1.2 Zur Quellenlage	S. 9
1.2.1 Vom „Erzählen“ – proletarische Selbstdarstellungen	S. 10
2. Wien zwischen 1880 und 1918	S. 15
2.1 Wirtschaftliche Entwicklung	S. 15
2.2 Demographischer Überblick	S. 17
2.3 Wien als Industriestadt – Wirtschaftsstruktur und Arbeiterschaft	S. 18
3. Die Lebenssituation jugendlicher Arbeiter	S. 23
3.1 Soziale und ökonomische Rahmenbedingungen	S. 23
3.2 Arbeiterfamilie	S. 24
3.2.1 Rollen(bilder)	S. 32
3.3 Als jugendlicher Arbeiter außerhalb der Familie	S. 35
3.4 Das tägliche Leben – die „Reproduktionsbedingungen“	S. 38
3.4.1 Ernährung, Versorgung und gesundheitliche Verhältnisse	S. 39
3.4.2 Wohnsituation	S. 44
3.5 Herkunft, Mobilität, Zuzug und Minderheiten	S. 52
3.6 Sexualität	S. 57
3.7 Unterschichtenproblematik der Arbeiterschaft – Verwahrlosung, Kriminalität und Alkoholismus	S. 59
4. Die Arbeit in der Fabrik	S. 63
4.1 Vorgeschichte: Die Veränderung der industriellen Arbeitswelt für Kinder und Jugendliche ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	S. 63

4.2	Exkurs: Industrielle Kinderarbeit bis 1918	S. 65
4.3	Der Weg in die Fabrik	S. 66
4.4	Arbeitssituation und Fabrikalltag	S. 68
4.4.1	Spezifika weiblicher Jugendarbeit	S. 77
4.4.2	Arbeitszeit	S. 79
4.4.3	Löhne	S. 81
4.4.4	Arbeitskampf	S. 83
4.4.5	Auf- und Ausstiegsmöglichkeiten	S. 87
5.	Freizeit	S. 89
5.1	Freizeitvergnügen oder Fortbildung? Möglichkeiten der Freizeitgestaltung	S. 89
5.2	Arbeiterbildung - „der lesende Arbeiter“	S. 92
5.3	Arbeitersport	S. 98
5.4	Urlaub und Ausflugsfahrten	S. 99
5.5	Sozialisation durch Freizeit	S. 100
5.5.1	Eigenbestimmte Jugendgruppen im proletarischen Milieu	S. 100
5.5.2	Der institutionelle Kampf um den jugendlichen Arbeiter	S. 102
5.5.3	Arbeiterjugend im sozialdemokratischen Vereinswesen	S. 104
6.	Zusammenfassung	S. 113
7.	Anhang – Lebensdaten einzelner Protagonistinnen und Protagonisten	S. 116
8.	Literatur- und Quellenverzeichnis	S. 118
8.1	Quellen	
8.1.1	Archivmaterial	
8.1.2	Gedruckte Quellen	
8.1.3	Periodika	
8.2	Literatur	

Vorwort

Ich bin mir der Notwendigkeit einer geschlechtergerechten Formulierungsweise bewußt*, habe auch versucht, diese – soweit möglich – in meiner Arbeit anzuwenden. Da Quellen und Fachliteratur den Begriff „Arbeiter“ aber oftmals für die Gesamtheit der Arbeiter *und* Arbeiterinnen anwenden, sehe ich mich dazu genötigt, ihn in gleicher Weise weiterzuverwenden, spreche ich nur von einem Geschlecht, wird das entsprechende Attribut „weiblich“ bzw. „männlich“ hinzugefügt.

Daß meine Arbeit in der vorliegenden Form zustande kommen konnte, verdanke ich folgenden Personen und Institutionen: Univ.-Prof. Dr. Reinhold Reith und Frau Marianne Jagerhofer an der Universität Salzburg, den überaus hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung (Wien), Univ.-Prof. Dr. Michael John; dem Johann-Böhm-Fond des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, der mir den Abschluß der Arbeit mit der Zuerkennung eines Stipendiums erleichtert hat; meiner Familie und meinen Freunden, besonders aber meiner Kleinen, die mich während der letzten Monate ertragen hat und mir immer wieder motivierend zur Seite gestanden ist. Danke!

* vgl. „kurz & bündig“ Vorschläge zum geschlechtergerechten Formulieren – Onlineversion: http://www.uniklu.ac.at/groups/sonstige/akgleich/assets/pdf/kurz_und_buendig_druckversion.pdf (05.06.04)

1. Einleitung

Grau, gewiß trostlos erscheint die Lebens- und Arbeitswelt der Fabrikarbeiter um die Jahrhundertwende. Vor allem als Jugendlicher befindet man sich hier in einer denkbar schwierigen Umgebung. Einer unter Hunderten, wenn nicht Tausenden, als ungelernter Arbeiter zumeist auf der untersten Stufe der Arbeitshierarchie „*dient*“ er – um dem Marxschen Diktum zu folgen – der Maschine und dem „*toten Mechanismus*“ der Fabrik.¹ Zuhause eingeeignet, konfrontiert mit untragbaren Wohnbedingungen, von Familie und Lohnarbeit existentiell abhängig, weitgehend ohne Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Lebenslage, jedenfalls weit entfernt vom bürgerlichen Ideal einer sorglosen Jugendphase. „Ein Sorgen und Bangen ohne Ende“² sei das Arbeiterleben vor dem Ende des Ersten Weltkrieges gewesen, merkt Roman Sandgruber an, dennoch läßt eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen für jugendliche Fabrikarbeiter um die Jahrhundertwende erste Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten einer neugewonnenen Freizeit möglich werden: Bücher werden gelesen, man partizipiert am aufblühenden Arbeitervereinswesen, ein wenig auch an der unerreichbar anmutenden Welt des Konsums. Genauso existieren Beispiele für die Abänderbarkeit des „Lebensschicksals Fabrik“ (wenn sie auch Einzelfälle darstellen mögen), hier seien etwa Rosa Jochmann, Alfons Petzold, Anna Boschek oder Heinrich Holek genannt.

Wie gestaltete sich nun das alltägliche (Er)Leben eines ungelernten jugendlichen Fabrikarbeiters (bzw. einer jugendlichen Fabrikarbeiterin) im Wien des Fin de siècle, welche generellen Lebenskonstanten, welche Rahmenbedingungen, welche Prägungen lassen sich für die Zeit von 1880 bis 1918 rekonstruieren? War in diesem Umfeld Platz für ein Mindestmaß an jugendlicher Selbstbestimmung vorhanden, Raum für Momente der Freude und des Genusses? Welche Veränderungen können bis zum Ende des Ersten Weltkrieges festgestellt werden?

Die Breite der Thematik erfordert eine Schwerpunktsetzung und so erfolgt die Betrachtung im zuvor angesprochenen Rahmen: betrachtet werden ungelernete jugendliche Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen in Wiens Industrie während der Jahre 1880 bis 1918. In einer Dreiteilung der Arbeit werden zunächst generelle Lebensbedingungen für die Fabriksjugend festgestellt,

¹ vgl. Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (Karl Marx / Friedrich Engels Werke 23), Berlin 1968, 445

² zitiert – Roman Sandgruber, Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Wien 1995, 301

wie die Lebenssituation in der Arbeiterfamilie und die alltägliche „Reproduktionssphäre“. Danach folgt die Untersuchung der beiden „Welten“ Arbeit und Freizeit, hier sollen spezifisch jugendliche Sonderformen – falls sie vorhanden sind – rekonstruiert werden. Hierbei lege ich den Schwerpunkt auf das soziale Leben der Jugendlichen, politische Bereiche bleiben somit weitgehend ausgespart, Organisationsformen wie Arbeiter(jugend)bewegungen oder Gewerkschaften werden vorrangig unter Aspekten politischer beziehungsweise ideologischer Sozialisation beleuchtet.³

Der Stand der Forschung determiniert die Analysemöglichkeiten, handelt es sich doch bei der Betrachtung jugendlicher Arbeiter – besonders im österreichischen Raum – um ein nur am Rande beachtetes und behandeltes Themengebiet der Arbeitergeschichte, proletarische Heranwachsende treten in der Fachliteratur kaum eigenständig in Erscheinung.⁴ Ähnliche Einschränkungen sind hinsichtlich der Quellenlage und des Forschungsstandes zu machen: Trotz der Heranziehung von individuellen Quellen, von Arbeiterautobiographien oder Oral History Materialien, sind oft nur generelle Lebenskonstanten festzustellen und so bleibt es weitgehend unmöglich, einzelne interessante Felder, wie etwa Aspekte der Mentalitätsgeschichte, zu rekonstruieren. Ein weiteres Problem liegt in der (zeitgenössischen) Wahrnehmung der arbeitenden Jugend als primär männlich, was die Lebenswelten jugendlicher Arbeiterinnen verblassen läßt.

„Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind“⁵, postuliert Lutz Niethammer zu Recht, überaus notwendig erscheint immer noch der Blickwinkel einer Sozial- bzw. Alltagsgeschichte *von unten*, der einer „nostalgische[n] Harmonisierung“⁶ des österreichischen *Fin de siècle* – also einer relativ undifferenzierten und klischeebeladenen Betrachtungsweise, die das Leben unterer gesellschaftlicher Schichten im Regelfall weitgehend ausblendet – entgegentritt.

³ damit soll auch der Kritik Helene Maimanns an der oft organisations- und ideengeschichtlich orientierten Arbeiterhistoriographie Rechnung getragen werden, vgl. *dies.*, Bemerkungen zu einer Geschichte des Arbeiteralltags, in: Gerhard *Botz* / Hans *Hautmann* [u. a.] (Hg.), *Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeiterbewegung* (Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien / München / Zürich 1978, 602-604

⁴ etwa bei Michael *Mesch*, *Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit. Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890-1914* (Materialien zur Arbeiterbewegung 33), Wien 1984 oder Sigrid *Augeneder*, *Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg. Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich* (Materialien zur Arbeiterbewegung 46), Wien 1987 – eine Ausnahme stellt lediglich J. Robert *Wegs*, *Growing Up Working Class. Continuity and Change Among Viennese Youth, 1890-1938*, University Park / London 1989 dar

⁵ Lutz Niethammer – zitiert nach: Michael *John*, *Hausherrnmacht und Mieterelend* (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik), Wien 1982, 28

⁶ zitiert – Hubert *Ehalt*, Wien um 1900. Lebenswelten und Diskurse, in: *dies.*, *Glücklich ist, wer vergißt...? Das andere Wien um 1900* (Kulturstudien 6), Wien / Graz [u.a.] 1986, 13

Die Ansätze der historischen Jugend- und Familienforschung, sowie der Sozial- und Alltagsgeschichte liefern die „Basis“ für meine Analyse der jugendlichen Lebenswelten, die sich von Übergängen, Gleichzeitigkeiten und Ambivalenzen gekennzeichnet präsentieren: „Der Sozialgeschichte der Jugend geht es [...] ähnlich wie der Jugendsoziologie“, konstatiert der Wiener Sozialhistoriker Michael Mitterauer zu dieser Problematik, „Die Vitalität und die Dynamik läßt sich in ihren Kategorien schwer vermitteln.“⁷

1.1 Begriffsabgrenzungen und Betrachtungsrahmen

Bei der Betrachtung einer „Arbeiterwelt“ scheint zunächst eine grundlegende Differenzierung, beziehungsweise eine Eingrenzung des Arbeiterbegriffes vonnöten. Im Falle meiner Betrachtungen erfolgt aus Gründen der Quellenlage und Quantität (wie Qualität) der daraus resultierenden Ergebnisse eine Einschränkung auf den industriellen Bereich im Arbeitsumfeld Fabrik. Eine weitere Unterscheidung zwischen den Begrifflichkeiten Industrie- und Fabrikarbeiter, die in Literatur und Quellen oft synonym verwendet werden, erscheint hingegen wenig sinnvoll, auch die profilierten deutschen Arbeiterhistoriker Gerhard Ritter und Klaus Tenfelde tendieren dazu, einen nur „künstliche[n] Unterschied von Fabrik und Industrie“⁸ erkennen zu können.

Der Terminus „Fabrikarbeiter“ ist als relativ alte Bezeichnung ab 1800 greifbar. Zunächst eher im Kontext eines qualifizierten Arbeiters verwendet – später durch die Unterscheidung zwischen „gelernten“, „ungelernten Arbeitern“ und „Hilfsarbeitern“ ergänzt – muß er in gewissem Maße als unscharf kritisiert werden. Allein die Einstufung eines Betriebes als „Fabrik“, die in der Fachliteratur zumeist aufgrund der Größe (im Regelfall mehr als 20 Beschäftigte) getroffen wird, ist problematisch; genauso uneindeutig bleiben weitere Unterscheidungsmerkmale hinsichtlich Steuerleistung oder Motorenantrieb. So konnten etwa größere Handwerksbetriebe und andere nichtindustrielle Gewerbebetriebe durchaus mit Motoren ausgestattet sein, sich in einer höheren Steuerklasse befinden oder mehr als 20 Beschäftigte aufweisen.⁹ Der Arbeitsort des Fabrikarbeiters, die Fabrik, kann jedoch

⁷ zitiert – Michael Mitterauer, Sozialgeschichte der Jugend (Edition Suhrkamp Neue Historische Bibliothek), Frankfurt 1986, 9

⁸ zitiert – Gerhard A. Ritter / Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts), Bonn 1992, 272

⁹ vgl. Werner Conze, Arbeiter, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhard Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 1. A-D, Stuttgart 1972, 216-242 und Ritter/Tenfelde, 271; Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien / München 1985, 389

prinzipiell durch die „ständige räumliche Voraussetzung, ein Gebäude“¹⁰, das eine grundlegende räumliche Trennung zwischen Arbeits- und Wohnsphäre herstellt, vom Werkstättenbetrieb des Gewerbes unterschieden werden. Unselbständige Lohnarbeit, hohe Arbeitsteiligkeit im Produktionsprozeß, Maschinennutzung und Abhängigkeit von Fremdenergie fungieren als weitere Merkmale industrieller Arbeit.¹¹

Eine ähnliche Problematik enthält die Definition von „Jugend“ und „Jugendlichen“. Es existiert keine soziologische Definition von „Jugend“, die Grenze zwischen Kindheit und Jugend muß als fließend angenommen werden, und so bietet sich eher eine Festlegung durch das Lebensalter an.¹² Die untere Grenze von „Jugendlichkeit“ kann mit der Schulpflicht, die im Betrachtungszeitraum bei 14 Jahren lag, festgesetzt werden, ebenso untersagte die Gewerbeordnung von 1885 den Einsatz von Fabrikarbeitern, die das 14. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Diese Einschränkung galt jedoch nur für die Lohnarbeit in der Fabrik, im Gewerbe war eine Beschäftigung als „Hilfsarbeiter“ schon ab dem 12. Lebensjahr gestattet.¹³ Als obere Altersgrenze der „Jugend“ legte die Gewerbeordnung das 16. Lebensjahr fest, im Regelfall wird der Begriff „jugendlicher Arbeiter“ in der Forschung bis 18, in manchen Fällen sogar bis über 20 Jahren verwendet.¹⁴ Als Zäsur, und damit als Ende der „Jugendlichkeit“ eines männlichen Arbeiters kann der verpflichtende Militärdienst gesehen werden, der zumeist ab dem 21. Lebensjahr für eine Dauer von 3 Jahren abzuleisten war. Das Kriegszeitgesetz vom 26. Dezember 1912, das sogleich nach Kriegsbeginn in Kraft gesetzt wurde, nennt sogar alle männlichen Zivilpersonen ab 18 Jahren als „außerhalb der Feuerlinie“ einzugsfähig.¹⁵

Für meine Betrachtungen habe ich einen Altersrahmen von 14 bis 20 Jahren gewählt, der über einen Zeitraum von etwa 35 Jahren behandelt wird und nur für Einzelbeispiele verlassen werden soll. Den Ausgangspunkt bildet die „Gewerbeordnungsnovelle“ aus dem Jahr 1885, von der an die Entwicklung der jugendlichen Fabrikarbeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges verfolgt werden soll. Ausgesprochen wichtig erscheint es mir, auch die Weltkriegsjahre einzubeziehen, die neben einer signifikanten Änderung der

¹⁰ zitiert – Ritter/Tenfelde, 271

¹¹ Ritter/Tenfelde, 272f.

¹² vgl. Mitterauer, 25

¹³ Ernst *Hanisch*, Arbeiterkindheit in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur Band 7 (1982), 112

¹⁴ Karl *Hauk*, Die Nachtarbeit der Jugendlichen in der österreichischen Industrie, Wien 1907, 8f.

¹⁵ Österreich Lexikon, hg. v. Richard und Maria *Bamberger* / Ernst *Bruckmüller* / Karl *Gutkas*, Wien 1995. Band 1, 486 s. v. Heerwesen; Augeneder, 17

sozioökonomischen Lage vor allem Einschnitte im arbeitsrechtlichen Prozeß und damit auch in der Arbeits- und Lebenswelt der jugendlichen Arbeiter darstellten. Da ausschließlich die Residenz- und „Industriestadt“¹⁶ Wien betrachtet wird, muß auf einen überregionalen Vergleich verzichtet werden.

1.2 Zur Quellenlage

Bei der Behandlung eines Themas aus unteren sozialen Schichten erkennt man bald den eingeschränkten Blick, den die vorfindbaren Quellen erlauben. Eigene, „direkte“ proletarische Quellen sind rar – mit einzelnen Arbeiterautobiographien ist nur wenig spezifisches Schrifttum vorhanden.¹⁷ Der Bestand an traditionellen schriftlichen Quellen, die „von oben“ herabblicken, ist hingegen groß, gerade in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende erlebte der nichtproletarische Diskurs über die Lebenssituation der Arbeiterschaft einen merklichen Aufschwung, der sich in sozialpolitischen Diskussionen, Enqueten und ersten Sozialreportagen Niederschlag fand.

In der Fachliteratur zudem ausführlich bearbeitet sind statistische Reihen, ebenso wie die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Strukturen des Betrachtungszeitraumes, sie sollen auch in meine Ausführungen integriert werden. Dennoch beläßt die Empirie hier oft zuviel Deutungsraum – eine Betrachtungsweise, die sich ausschließlich auf dieses empirische Datenmaterial bezieht, ist als wenig zielführend zu erachten, hingegen erscheint die Kombination und Kontrastierung der einzelnen Quellengattungen den bestmöglichen Ausgangspunkt zur Rekonstruktion vergangener Lebenswelten zu bieten. Oft können einzelne Bereiche – meist „Alltägliches“ oder subjektive Erfahrungen – nur durch die Heranziehung individueller Quellen erschlossen und durch einen derartigen „zweischichtigen Zugriff“ rekonstruiert werden, hierfür habe ich mich in meiner Darstellung entschlossen.¹⁸

„Die Angabe z. B., daß ein gewöhnlicher dieser Arbeiter täglich 2 Mark 20 Pf. verdient, ist an sich so abstrakt und wenig besagend, daß man durch dieselbe keineswegs eine Vorstellung bekommt, wie er lebt und wieweit er an unserer Kultur als Mensch beteiligt ist. Diese bestimmte Vorstellung ist nur zu erlangen, wenn man ihn in dem Dasein selbst beobachtet, zu dessen Führung die 2 Mark 20 Pf. die gesellschaftliche Anweisung oder Erlaubnis sind.“¹⁹

¹⁶ vgl. Sandgruber, Ökonomie und Politik, 311

¹⁷ Maimann, 620

¹⁸ vgl. Hans Safrian, Trügt die Erinnerung? Zum Umgang mit biographischen Berichten in der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 21. Linzer Konferenz 1985. (Geschichte der Arbeiterbewegung. ITH-Tagungsberichte 22), Wien 1986. 471 und John, Hausherrenmacht, 157

¹⁹ zitiert – H. Mehner, Der Haushalt und die Lebenshaltung einer Leipziger Arbeiterfamilie, aus: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, N. F. 11. Jg. (1887), in: Heidi Rosenbaum, Seminar: Familie

Bei der Verwendung subjektiver Quellen besteht jedoch stets die Gefahr schlußendlich nur deskriptiv tätig zu sein, sich – in einer Aneinanderreihung von Zitaten – ausschließlich auf die vorgegebenen Bereiche zu reduzieren und dabei die Rekonstruktion wichtiger Zusammenhänge zu vernachlässigen oder völlig zu unterlassen.²⁰ Auch stellt sich die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit singulärer Erfahrungen, dokumentiert in Autobiographien und lebensgeschichtlichen Interviews: kann nun von der individuellen auf eine kollektive Existenz geschlossen werden, ist ein kollektives Bewußtsein infolge gemeinsam erlebter Arbeits- und Lebensumstände rekonstruierbar?²¹

„Daher ist es notwendig, die konkreten Dokumente und wenigen autobiographischen Zeugnisse vor dem Hintergrund der strukturellen Bedingungen und kollektiven Lebensverhältnisse zu lesen. Individueller und scheinbar nur subjektiver Ausdruck kann so in seiner Aussagefähigkeit für die kollektiven Erfahrungen der Arbeiter gesehen und ‚zum Sprechen‘ gebracht werden.“²²

1.2.1 Vom „Erzählen“ – proletarische Selbstdarstellungen

In meinem Falle finden proletarische Selbstzeugnisse aus der Jugendphase von zwischen den Jahren 1869 und 1902 geborenen und zumindest zeitweilig als ungelernete Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen tätigen Menschen Verwendung, welche sie in Form von autobiographischen Texten und Oral History Materialien hinterlassen haben.²³ Besonders die Heranziehung dieser individuellen, also subjektiven Quellen impliziert eine (quellen)kritische Betrachtung, Spezifika müssen erkannt und in der Interpretation beachtet werden. Quellen persönlichen Charakters sind stets subjektiv geprägt, beinhalten bewußte und unbewußte Konstruktionen des Erlebten, in der Niederschrift (beziehungsweise der Erzählung) wird ausgewählt, manches verschwiegen, verdrängt, vergessen oder auch verflacht.²⁴

„When describing their childhood, the elderly tend to compare it to the present. This often leads to paint a rosier picture of the past than actually existed, since they perceive that present-day youth

und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt am Main 1980.

²⁰ vgl. Irene *Brandhauer-Schöffmann*, Gedächtnis – Geschichten – Geschlecht. Erzählmuster und Selbststilisierungen von Frauen in lebensgeschichtlichen Interviews, in: Gabriella *Hauch* (Hg.), Geschlecht – Klasse – Ethnizität (ITH-Tagungsbericht 29), Wien / Zürich 1993, 116f.

²¹ vgl. dazu: Reinhard *Sieder*, Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie, in: *ders.* (Hg.), Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, 234f.

²² zitiert – Wolfgang *Ruppert*, „Und wär’ es nur das Brot allein“, in: *ders.* (Hg.), Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum „Wirtschaftswunder“, München 1986, 17

²³ Lebensdaten zu einigen dieser Personen finden sich im Anhang der Arbeit

²⁴ Maimann, 606; Sieder, Gesellschaft und Person, 252f. und Tatjana *Kolewa*, Methodologische Probleme der Erforschung von Arbeiterbewußtsein und Klassenbewußtsein unter Berücksichtigung von Oral History, Memoiren Tagebüchern u. ä., in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 21. Linzer Konferenz 1985, 442

suffer from problems such as drugs, broken families, and violence much more than their generation.“²⁵

Erinnern impliziert zudem die Bereitschaft, über das Erlebte zu sprechen, Themen, die etwa Gewalt und Sexualität betreffen, werden besonders in sensiblen Bereichen, wie der Familie, weitgehend tabuisiert und somit verschwiegen. Auch muß die Existenz etwaiger Konstrukte im Erinnerungsprozeß berücksichtigt werden:

„In der gängigen Biographieforschung wird davon ausgegangen, daß lebensgeschichtliche Rekonstruktionen Umdeutungen enthalten, die der Funktion dienen, dem Lebenslauf Kohärenz, Sinn, Kontinuität und Ganzheitlichkeit zu verleihen.“²⁶

Die Ursprünge der deutschsprachigen Arbeiterautobiographie reichen ins späte 18. und frühe 19. Jahrhundert zurück, hier legten größtenteils Arbeiter, die dem handwerklichen Milieu entstammten und unter einer ökonomischen Zwangslage als Lohnarbeiter in die Fabriken abgewandert waren, erste Lebensberichte vor. Ab den 1880er Jahren ist ein neuer Typus proletarischer Autobiographien anzutreffen, diese Lebensberichte wurden von Arbeitern verfaßt, welche nun schon viele Jahrzehnte in der Fabrik gearbeitet hatten und infolgedessen durch die industrielle Arbeitssituation grundlegend sozialisiert worden waren. Um die Jahrhundertwende setzte schließlich ein regelrechter Boom derartiger autobiographischer Zeugnisse ein, welcher aber noch vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges merklich stagnierte. Erst in der Nachkriegszeit erschienen vermehrt Arbeitererinnerungen, in denen zumeist ehemalige Arbeiter und nunmehrige Funktionäre aus Partei und Gewerkschaft auf ein (ihr) erfolgreiches Leben zurückblickten und auf die Errungenschaften der Arbeiterbewegung verwiesen. Tendenziell sind diese Lebensberichte eher als Memoiren zu charakterisieren, wurde doch das persönlich Erlebte zumeist in einen allgemeinen Zusammenhang gesetzt, was das Individuum hinter die Geschichtsabläufe zurücktreten läßt.²⁷

Die Niederschrift des persönlich Erlebten setzt die Fähigkeit und vor allem Möglichkeit zur Artikulation, ebenso wie einen Impetus voraus – der Autor beziehungsweise die Autorin muß „etwas zu sagen zu haben“²⁸. Dadurch findet die Repräsentativität derartiger Lebensäußerungen Einschränkung, die Möglichkeit eines „gewöhnlichen“ Arbeiters zur Niederschrift einer Autobiographie ist besonders vor der Jahrhundertwende als äußerst gering

²⁵ zitiert – Wegs, 5

²⁶ zitiert – Regina *Becker-Schmidt*, Zur Erkundung von Frauengeschichte – Oral History, narrative Interviews und themenzentrierte Gesprächsführung, in: Hauch, Geschlecht – Klasse – Ethnizität, 114

²⁷ Hanisch, 116f.; Wolfgang *Emmerich*, Proletarische Lebensläufe Band 1 -1914. Das neue Buch, Reinbek bei Hamburg 1975, 19-21 und Die Bedeutung der Memoiren für die Geschichte der Arbeiterbewegung, 96

²⁸ zitiert – Sieder, Geschichten erzählen, 206

einzustufen. Ernst Hanisch stellte zwei „Prototypen“ proletarischer Autobiographen fest: diese entstammten entweder der Arbeiterbewegung oder waren bereits als Arbeiterschriftsteller oder Redakteure von Arbeiterzeitungen tätig. Tendenziell ist die niedergeschriebene Lebensgeschichte im proletarischen Milieu mit dem vorangegangenen sozialen Aufstieg des Autors zu verbinden, somit existieren eher Berichte einer hoch begabten „Avantgarde“ und von zumeist außergewöhnlichen Schicksalen – die Masse der Arbeiterschaft, vor allem Frauen und Mädchen, hinterließ kaum lebensgeschichtliche Quellen.²⁹

„Die ‚Kultur der vielen‘ ist dadurch gekennzeichnet, daß die einzelnen Personen meist nur wenige Spuren ihrer individuellen Erfahrungen und Lebensgeschichten hinterlassen haben. Es war eher die Ausnahme, wenn ein Arbeiter die Sprache fand, seinen Erfahrungen und seinen Gedanken schriftlichen und damit tradierfähigen Ausdruck zu verleihen.“³⁰

Aufgrund der zumeist eingeschränkten sprachlichen Fähigkeiten kann davon ausgegangen werden, daß „einfache“ Arbeiter und Arbeiterinnen bei der Niederschrift ihrer Erinnerungen weit weniger Stilmittel verwendeten, als etwa bürgerliche Autobiographen – „...je anonym und schlichter der Autobiograph, desto vorherrschender die autobiographischen Elemente.“³¹ Dennoch sind auch in der Arbeiterschaft Lebensberichte anzutreffen, welche, wie etwa der Roman des „Arbeiterdichters“ Alfons Petzold, Züge einer literarischen Bearbeitung aufweisen.³²

Die Arbeiterautobiographie als eigenständige literarische Gattung, als Teil der „Arbeiterkultur“, als Äußerung einer spezifisch proletarischen „Lebensweise“ zu werten, ist gewiß berechtigt.³³ Keinesfalls sollte jedoch die Funktionalität von Autobiographien als „kommunikative Texte“³⁴ vernachlässigt werden, die (bewußt oder unbewußt) intendierten, auf die gegenwärtige Zeit einzuwirken: Sie fungierten oftmals als doppeltes Exempel, sollten dem Leser (dem Arbeiter) die Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs aus der Arbeiterschaft und Entwicklungsmöglichkeit vom durch kapitalistische Arbeit „entfremdeten“ Objekt zum eigenbestimmt handelnden Subjekt aufzeigen, wie die grundlegende „Dichotomie von

²⁹ Hanisch, 115 und Die Bedeutung der Memoiren für die Geschichte der Arbeiterbewegung, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. V. Linzer Konferenz (Geschichte der Arbeiterbewegung. ITH-Tagungsberichte 3), Wien 1971, 100

³⁰ zitiert – Ruppert, „Und wär’ es nur das Brot allein“, 17

³¹ zitiert – Svend Aage Andersen, Arbeitererinnerungen als historische Quellen und literarische Texttypen, in: Helmut Fielhauer / Olaf Bockhorn (Hg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht, Wien / München / Zürich 1982, 39

³² Maimann, 621; Emmerich, 24f. und Becker-Schmidt, 114

³³ vgl. Andersen, 28f. und Hanisch, 117f.

³⁴ vgl. Stefan Riesenfellner, Autobiographie und Alltagsgeschichte. Einige Anmerkungen, in: ders. (Hg.), Arbeiterleben. Autobiographien zur Alltags- und Sozialgeschichte Österreichs 1867-1914, Graz 1989, 270

Herrschenden und Beherrschten“³⁵ bewußt machen.³⁶ Dadurch weisen viele Darstellungen eine „ununterscheidbare Mischung“³⁷ aus Didaktik und Erfahrungsbericht auf, tendieren in einer Aneinanderreihung von Elendsschilderungen, Schwarzzeichnungen, der Verwendung von Topoi und einem weitgehenden Ausklammern alles Erfreulichen zu einer gewissen Statik. So endet etwa Petzolds Autobiographie mit der düsteren Schilderung seiner lebensgefährlichen Tuberkuloseerkrankung, von seiner Genesung und dem darauffolgenden sozialen Aufstieg zum – höchst erfolgreichen – proletarischen Berufsdichter berichtet Petzold jedoch nicht.³⁸

Einzelne Arbeitererinnerungen müssen zudem durchaus als „provozierte Memoiren“ gesehen werden, die Schematisierungen und Adaptionen durch den Herausgeber unterworfen waren, welche dem Geschriebenen eine andere Akzentuierung verliehen.³⁹ Die Wirkung eines bewußt manipulativ-agitatorischen Einsatzes der proletarischen Selbstdarstellung ist aber, wenn man die zeitgenössische Rezeption der Autobiographien in der Arbeiterschaft betrachtet, eher fraglich.⁴⁰ Schon 1911 konstatierte der evangelische Pastor Paul Göhre, der neben der Autobiographie Wenzel Holeks auch zahlreiche andere Arbeiterlebensberichte herausgegeben hatte, anlässlich des Erscheinens eines neuen Buches: *„Die Arbeiterklasse selbst hat kein intensives Interesse an solchen Büchern [Arbeiterautobiographien]. Das, was sie erzählen, kennt jeder einzelne aus ihr als sein eigenes Schicksal nur zu genau.“*⁴¹ Der Erfolg von Adelheid Poppes „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“, die 1909 – mit einem Vorwort des deutschen Arbeiterführers August Bebel versehen – zunächst in einem deutschen bürgerlichen Verlag erschienen war und bis 1922 sogar vier Neuauflagen erlebte, ist somit eher als Ausnahmefall zu werten.⁴²

Das Alltägliche findet in den meisten Lebensberichten kaum Berücksichtigung, „Was kann man schon von seinem Alltag erzählen, wenn nicht das ‚Besondere‘?“⁴³. Hier bietet die Oral

³⁵ zitiert – Emmerich, 14

³⁶ ebd., 13 u. 22f. und Maimann, 620

³⁷ zitiert – Alfred Pfoser, Arbeiter lesen. Zum kulturellen Verhalten der Arbeiterschaft in der Habsburgermonarchie und in der Ersten Republik, in: Fielhauer / Bockhorn, 75

³⁸ vgl. Hanisch, 114-117 und Reinhard Sieder, Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Wien 1988, 3f.

³⁹ Die Bedeutung der Memoiren für die Geschichte der Arbeiterbewegung, 98f.

⁴⁰ vgl. Maimann, 600

⁴¹ zitiert nach: Sigrid Paul, Arbeiterbiographien in Deutschland, Österreich, Polen und Schweden als Vorläufer Mündlicher Geschichte, in: Gerhard Botz / Josef Weidenholzer (Hg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche „geschichtsloser“ Sozialgruppen (Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2), Wien / Köln 1984, 90

⁴² Hanisch, 116f.

⁴³ zitiert – Maimann, 604

History eine Möglichkeit, diese Lücken zu schließen, erweitert zudem das Blickfeld, läßt das „gewöhnliche“ Arbeiterleben und damit weitgehend „geschichtslose“ Individuen sichtbar werden. Für den Bereich der Oral History sind jedoch ähnliche Einschränkungen hinsichtlich des „Quellenwertes“ zu machen, auch hier trifft man auf die Problematik der „Selektivität und Perspektivität des Gedächtnisses“⁴⁴ und der Erinnerung. Dennoch gewährt – trotz aller Vorbehalte – gerade die Oral History, gleich wie autobiographische Quellen, eine überaus wichtige und wertvolle Zugangsmöglichkeit zu vergangenen Lebenswelten.⁴⁵

⁴⁴ zitiert – Gerhard *Botz*, Oral History – Wert, Probleme, Möglichkeiten der Mündlichen Geschichte, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 21. Linzer Konferenz 1985, 454

⁴⁵ Franz Josef *Brüggemeier*, Zur Aneignung vergangener Wirklichkeit. Der Beitrag von oral history, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 21. Linzer Konferenz 1985, 381 und Reinhard *Sieder*, Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben, in: *Botz / Weidenholzer*, 206

2. Wien zwischen 1880 und 1918

2.1 Wirtschaftliche Entwicklung

Grundlegend muß in Österreich von einem – im internationalen Vergleich gesehen – verzögerten Industrialisierungsprozeß ausgegangen werden. Nach den schweren Wirtschaftskrisen der 1860er und 1870er Jahre trat ab dem Jahre 1888 eine weitgehende Konsolidierung ein, 1895 unterbrochen durch einen Kurssturz an der Börse, der jedoch ohne weitreichendere ökonomische Folgewirkungen blieb. Diese Konsolidierungsphase bewirkte eine entscheidende Besserung der wirtschaftlichen Lage im Habsburgerreich, die relative Rückständigkeit gegenüber Westeuropa konnte vor dem Ersten Weltkrieg aber nicht aufgeholt werden. Ab 1896 kann von einer längeren Aufschwungphase gesprochen werden, welche Roman Sandgruber mit dem Titel einer „zweiten Gründerzeit“ versieht. Getragen wurde diese Entwicklung primär durch das Florieren einzelner Produktionszweige und die erfolgreiche Etablierung neuer Bereiche, wie etwa der Großchemie, des Fahrzeugbaus und – vor allem im Wiener Raum – der Elektroindustrie. Mit der Währungsreform 1892 wurde der Gulden von der Einheit Krone abgelöst⁴⁶, welche bis 1913 eine überaus stabile Währung bilden sollte.⁴⁷

Der konjunkturelle Aufschwung der Jahre 1896 und 97 bescherte auch den Folgejahren die Phase einer Hochkonjunktur, die nach kurzer Depression, ab 1905 wiederbelebt wurde und in eine – der internationalen Wirtschaftslage entsprechende – Blütezeit führte, mit einer Steigerung der Produktivität im industriellen Bereich um 31% und der Industrieproduktion sogar um 90 bis 100%. 1913 folgte nach Jahren einer relativen volkswirtschaftlichen „Flaute“, die den Aufschwung jedoch nicht gefährden hatte können, eine schwerwiegende Krise im Gefolge der Balkankriege.⁴⁸

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist in sozioökonomischer Hinsicht als heftige Zäsur zu werten, schon die Phase der Mobilmachung löste erste Engpässe aus und verursachte eine Beschäftigungskrise, gleichzeitig stiegen die Arbeitslosenzahlen aufgrund der weggefallenen Exporte. Betrug die Anzahl der Beschäftigungslosen im Juli 1914 noch knapp 5 Prozent, stieg sie im August auf 18,3 Prozent, verringerte sich bis September geringfügig auf 17,8 und im

⁴⁶ 1 Gulden zu 100 Kreuzer, 1 Krone zu 100 Heller (1 Gulden entsprach 2 Kronen), der Gulden verschwand (real und mental) jedoch nicht völlig – vgl. Österreich Lexikon. Band 1, 381 s. v. Geldwesen

⁴⁷ Sandgruber, Ökonomie und Politik, 292f. und 310

Dezember schließlich auf 8,1 Prozent. Zu Kriegsbeginn waren vor allem Frauen von der Arbeitslosigkeit betroffen, waren sie doch zumeist in weniger „kriegswichtigen“ Betrieben, wie etwa der Textilbranche eingesetzt gewesen. Als die kurzfristigen Erfordernisse des Krieges den zivilen Eisenbahnverkehr weitgehend zum Stillstand gebracht hatten, verschärfte sich die Krise, zudem begannen die unkontrollierten Rekrutierungen die Industrie zu lähmen. In vielen Betrieben konnte die Produktion aufgrund des Mangels an qualifizierten Arbeitern nicht aufrechterhalten werden, eine oftmalige Konsequenz war die Schließung der Fabrik und die Entlassung der übrigen Belegschaft. Ab dem Frühjahr 1915 setzte eine „Kriegskonjunktur“ ein, welche ab 1916 und besonders 1917 in einen immer stärker werdenden Abwärtstrend umschlug – die Kriegswirtschaft wurde zur Mangelwirtschaft.⁴⁹

Die „Scheinkonjunktur“ bedingte einen signifikanten Aufschwung einzelner Industriezweige, wie der Rüstungsgüterproduktion, auch konnte die Schwerindustrie das Produktionsniveau der Vorkriegsperiode vorerst aufrechterhalten, in den Bereichen der Konsumgüter-, der Nahrungsmittel-, Textil- und Papierindustrie war es aber schon in der Frühphase des Krieges zu erheblichen Rückgängen gekommen.⁵⁰ Um die wachsende Problematik der unzureichenden Rohstoffversorgung in den Griff zu bekommen, die Zuteilung der Ressourcen und die Überwachung des Produktionsprozesses sicherzustellen, erhob sich der Staat zum Regulativ des Wirtschaftslebens. Mit Hilfe staatlicher „Zentralen“ sollte ebenso die Versorgung der Bevölkerung gelenkt werden – trotz des Einsatzes von Zwangsmitteln, wie etwa Rationierungen, Preisregelungen, Ablieferungspflichten und Beschlagnahmungen, konnte die Versorgungsproblematik nicht bewältigt werden, besonders im Lebensmittelbereich blieb die Lage prekär und verschlechterte sich zunehmend.⁵¹

Die wirtschaftliche Bilanz zu Kriegsende fiel ernüchternd aus: Außenhandel und Geldwirtschaft waren zerrüttet, die Industrie stark abgenützt, kaum noch intakt, zudem die cisleithanischen Strukturen durch den Zerfall des zentralen Wirtschaftsgebietes der Monarchie in einzelne souveräne Staaten hoffnungslos überdimensioniert – ein grundlegender Umstellungsprozeß der Wirtschaft blieb unumgänglich. Die Rüstungsgrößbetriebe im Wiener Becken, die zeitweilig über 100.000 Arbeiter beschäftigt hatten, mußten in die

⁴⁸ Hans *Hautmann* / Rudolf *Kropf*, Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945. Sozialökonomische Ursprünge ihrer Ideologie und Politik (Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung 4), Wien 1974, 80-84

⁴⁹ Sandgruber, *Ökonomie und Politik*, 319f. und 330

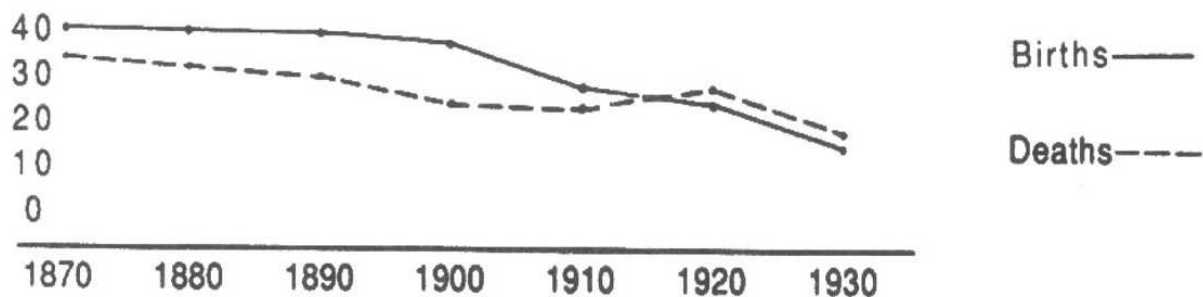
⁵⁰ ebd., 320-322

⁵¹ ebd., 323

Friedensproduktion übergeführt, relativ moderne Industriezweige, wie etwa die Flugzeugindustrie, gemäß der Friedensverträge von St. Germain vernichtet werden und stürzten so durch Wegfall ihrer Beschäftigungsmöglichkeiten ganze Regionen in eine schwere Krise.⁵²

2.2 Demographischer Überblick

Das Phänomen eines „demographischen Übergangs“ ist für Österreich ab den 1870er Jahren nachzuweisen, als es zu einem signifikanten Absinken der Sterberate bei einem Gleichbleiben der hohen Geburtenrate kam. Auch war die Kindersterblichkeit beträchtlich abgesunken, blieb aber dennoch vor allem in Unterschichten weitverbreitet.⁵³



Grafik: Geburten- und Sterberate in Wien während der Jahre 1870 bis 1936 (pro 1.000 Einwohner)
– entnommen aus: Wegs, 18

Gleichzeitig blieben demographische Krisen oder Einbrüche weitgehend aus, welche in früherer Zeit durch Epidemien oder Hungersnöte hervorgerufen worden waren und nun, am Ende des 19. Jahrhunderts, zurückgingen. Vom einsetzenden Bevölkerungswachstum konnten in erster Linie urbane Regionen profitieren, die ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zudem einen massiven Zustrom erlebten. Gerade Wien fungierte als Anziehungspunkt für Zuwanderer aus allen Teilen der Monarchie, was sich auch im rasanten Wachstum der Hauptstadt niederschlug, bedingte doch die positive Wanderungsbilanz einen signifikanten Bevölkerungszuwachs: 1840 konnten im Ballungszentrum Wien 401.000, im Jahre 1910 bereits 2.084.000 Einwohner gezählt werden, besonders vom Wachstum profitierten die Außenbezirke der Stadt. Die Zuwanderung erfolgte ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem aus den ländlichen Regionen Böhmen und Mährens, zum Teil wurden auch andere kleinere Städte als „Durchgangsstationen“ zur Migration einer überaus mobilen

⁵² ebd., 336f. und Hautmann / Kropf, 111f.

⁵³ vgl. Hanisch, 126

Gesellschaft in die Großstadt benutzt. Ein Ende sollte diese Entwicklung erst nach dem Ersten Weltkrieg nehmen.⁵⁴

2.3 Wien als Industriestadt – Wirtschaftsstruktur und Arbeiterschaft

Wien ist unbestritten als eines der industriellen Zentren der Habsburgermonarchie zu werten, wenn es auch um 1900 immer noch überwiegend kleingewerbliche Strukturen aufwies: 87% der Betriebe beschäftigten 1 bis 5 Mitarbeiter, demnach war nur eine Minderheit der Arbeiter in der Fabrik beschäftigt.⁵⁵ Seit den 1880er Jahren ist ein Ansteigen von größeren und mittleren Fabrikbetrieben festzustellen, vor allem der großbetrieblich geprägte Zweig der Elektroindustrie befand sich um die Jahrhundertwende in einer Boomphase. Die Bekleidungsindustrie bildete die größte Branche, in der die Mehrheit der Arbeiterschaft weiblich war, ebenso bedeutend waren Metall-, Maschinen-, Elektro- und Nahrungsmittelindustrie.⁵⁶

Tabelle: Auswahl Wiener Großbetriebe 1902 / 1906 / 1913

Firmenbezeichnung	Produkt	3. 6. 1902		1906		1913	
		Bezirk	tätige Personen	Bezirk	Arbeiter	Bezirk	Arbeiter
<i>K. u. k. Artillerie-Arsenal</i>	Waffen	10	1.900*	10	1.450*	10	2.600*
<i>Siemens & Halske AG</i>	Schwachstrom	3	1.870?	3	500	3	1.000
<i>Siemens & Halske AG</i>	Starkstrom	21	350?	21	700	21	1.150
<i>Ö. Schuckert-Werke AG</i> (ab 1904 <i>Ö. Siemens-Schuckert-Werke</i> mit <i>Siemens & Halske</i> im 21. Bezirk vereinigt)	Starkstrom	20	1.100?	20	1.800	20	2.800
<i>Öst.-Amerik.-Gummifabrik AG</i> (ab 1912 <i>Semperit Öst.-Amerik.-Gummifabrik</i>)	Gummiwaren	13	833	13	705	13	1.300
<i>Erste öst. Jutespinnerei und Weberei AG</i>	Jutewaren	21	1.057	21	1.000?	21	1.000
<i>Heinrich & Fritz Mendl</i> (<i>Ankerbrotfabrik</i>)	Backwaren	10	212?	10	350	10	1.300
<i>Gustav & Wilhelm Heller</i>	Zuckerwaren	10	250?	10	700-800	10	1.500
<i>K. k. Tabakfabrik Ottakring</i>	Tabakwaren	16	1.338	16	1.210	16	1.140

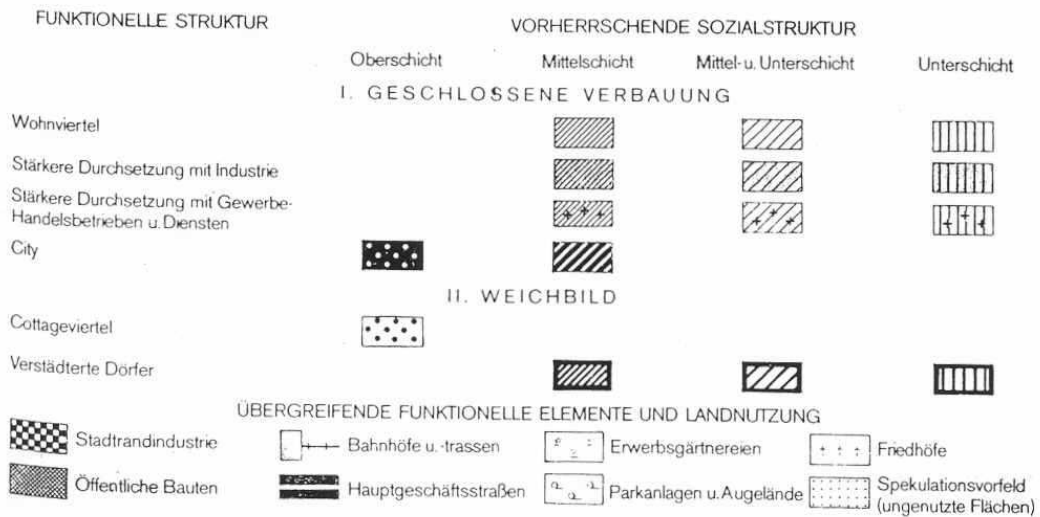
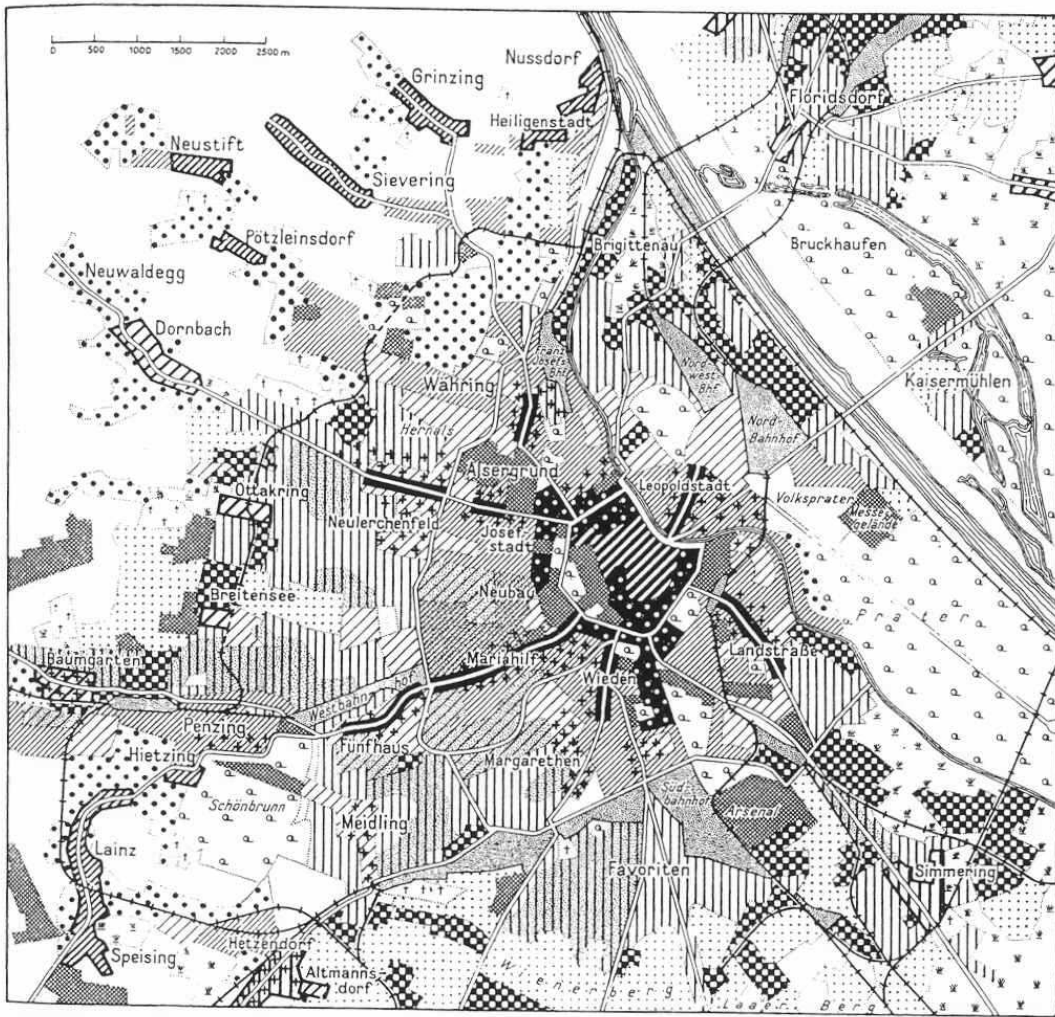
*nur Krankenversicherte

(adaptiert aus: Meißl, Im Spannungsfeld, 180f.)

⁵⁴ Sandgruber, Ökonomie und Politik, 262-265; Michael John / Albert Lichtblau, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte von Zuwanderung und Minderheiten, Wien / Köln 1990, 12-15 und Historischer Atlas von Wien, hg. v. Felix Czeike, Wien 1981-2004, 3.1.2/2, 3.1.3/1 u. 3.1.5/1

⁵⁵ Hanisch, 110 und Josef Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, in: *Ehalt*, Glücklich ist, wer vergißt...?, 198

⁵⁶ Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 196 und 198; Gerhard Meißl, Im Spannungsfeld von Kunsthandwerk, Verlagswesen und Fabrik. Die Herausbildung der industriellen Marktproduktion und deren Standortbedingungen in Wien vom Vormärz bis zum Ersten Weltkrieg, in: Renate Banik-Schweitzer / Gerhard Meißl, Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktposition in der Habsburgermonarchie (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 11), Wien 1983, 149



Sozial- und wirtschaftsräumliche Gliederung Wiens 1914 – Darstellung aus: Peter Eigner, Abschnitt I. Mechanismen urbaner Expansion: Am Beispiel der Wiener Stadtentwicklung 1740-1938, in: Günther Chaloupek / Peter Eigner / Michael Wagner, Wien. Wirtschaftsgeschichte. 1740-1938. Teil 2: Dienstleistungen (Geschichte der Stadt Wien Band 5), Wien 1991, 711

Die „Residenzfunktion“ der Stadt bedingte ebenso eine starke Präsenz staatlicher Industriebetriebe, vor dem Ersten Weltkrieg etablierte sich etwa das k. u. k. Artilleriearsenal mit rund 15.000 Beschäftigten als bedeutendes Rüstungszentrum.⁵⁷ Die Wiener Großbetriebe des Siemenskonzerns, die vier Werke mit rund 7.500 Arbeitern und Angestellten umfaßten, bildeten zusammen einen der größten und wachstumsintensivsten industriellen Arbeitgeber vor 1914.⁵⁸

Vor allem in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende wurde in einem kontinuierlich voranschreitenden Standortverlagerungsprozeß die wenig bebaute Zone entlang der Eisenbahnachsen im Norden, Osten und Süden zum – zumeist großbetrieblich genutzten – Industriegebiet. Industrielle Zentren bildeten sich vor allem im Umfeld der Bahnhöfe, relativ stadtnah in Favoriten, in der Leopoldstadt und der Brigittenau, später auch weiter außerhalb in Simmering, Atzgersdorf, Liesing, Floridsdorf und Stadlau.⁵⁹

Durch das Abdrängen der Arbeiter aus den Innenbezirken und die Niederlassung in der Nähe der Fabriksansiedlungen entstanden relativ homogene Arbeiterviertel an der Peripherie Wiens, die nur von einzelnen Mittel- und Oberschichtbezirken unterbrochen wurden.⁶⁰ Mit der Ansiedlung in der Nähe von Industrieanlagen konnten die Arbeitswege kurz gehalten werden, gleichzeitig war man aber einer stetigen Belastung durch Emissionen, die neben Geruchsbelästigung auch – besonders für Heranwachsende – schwerwiegende gesundheitliche Folgen haben konnten, relativ schutzlos ausgeliefert.⁶¹

Während des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts hatte das Gemeindegebiet eine kontinuierliche Vergrößerung erfahren: 1890 und 92 fügten Stadterweiterungen die Vorstädte als Bezirke 11 bis 19 zum Gemeindegebiet hinzu, der 20. Bezirk Brigittenau wurde im Jahre 1900 durch Abtrennung vom 2. Bezirk Leopoldstadt geschaffen, vier Jahre später fand das proletarisch geprägte Floridsdorf als 21. Bezirk die Aufnahme ins Stadtgebiet.⁶²

⁵⁷ Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 3, 307-309, s.v. Industrie und Meißl, Im Spannungsfeld, 150

⁵⁸ Meißl, Im Spannungsfeld, 134

⁵⁹ Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 3, 307-309, s.v. Industrie

⁶⁰ Meißl, Im Spannungsfeld, 150 und John, Hausherrenmacht, 9f.

⁶¹ Heidi *Rosenbaum*, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft), Frankfurt am Main 1992, 84

⁶² Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 3, 357, s.v. Bezirke

Tabelle: Prozentanteil der Arbeiter (einschließlich Tagelöhner und Lehrlinge) an der erwerbstätigen Bevölkerung Wiens 1890 – 1910

	Bezirk	1890	1900	1910
I.	Innere Stadt	21,3	23,2	25,3
II.	Leopoldstadt (bis 1900 mit dem Gebiet des späteren 20. Bezirk)	45,1	42,5	55,4
III.	Landstraße	50,3	50,6	49,4
IV.	Wieden	38,4	32,9	28,8
V.	Margareten	64,4	61,5	59,5
VI.	Mariahilf	52,6	44,2	40,3
VII.	Neubau	47,1	41,5	38,9
VIII.	Josefstadt	46,2	38,8	33,9
IX.	Alsergrund	43,8	37,0	36,2
X.	Favoriten	76,7	75,1	76,8
XI.	Simmering	75,9	74,2	75,6
XII.	Meidling	72,9	69,8	69,6
XIII.	Hietzing	62,6	61,2	59,3
XIV.	Rudolfsheim	70,8	71,6	71,1
XV.	Fünfhaus	66,2	63,5	62,1
XVI.	Ottakring	72,5	71,9	73,3
XVII.	Hernals	64,7	65,3	66,5
XVIII.	Währing	54,4	50,5	43,9
XIX.	Döbling	59,4	55,4	49,3
XX.	Brigittenau		69,6	72,4
XXI.	Floridsdorf (1904 eingemeindet)			75,0
	Wien – gesamt (jeweiliges Gemeindegebiet)	55,7	55,4	56,4

(Quelle: Peter Eigner, Abschnitt I. Mechanismen urbaner Expansion: Am Beispiel der Wiener Stadtentwicklung 1740-1938, in: Günther Chaloupek / Peter Eigner / Michael Wagner, Wien. Wirtschaftsgeschichte. 1740-1938. Teil 2: Dienstleistungen (Geschichte der Stadt Wien Band 5), Wien 1991, 716)

Im Jahre 1890 waren in der Statistik der Handelskammer 75.828 Arbeiter in 1.226 „fabrikmäßig betriebenen Groß- und Mittelbetrieben“ erfaßt worden, eine Fabrikszählung nennt für 1906 1.503 „Fabrikbetriebe“ mit 113.438 Arbeitern.⁶³ Ähnlich konkrete Zahlen für die Arbeiterjugend in den Wiener Fabriken während des Betrachtungszeitraumes zu nennen, ist ungleich schwieriger, für die Zeit um 1900 müssen aber beinahe 30 Prozent aller Industriearbeiter in der Alterklasse zwischen 11 und 20 Jahren angenommen werden.⁶⁴ Die Berichte der Gewerbeinspektoren der Jahre 1901 bis 1905, die Betriebe mit durchschnittlich 42 Arbeitern inspizierten, weisen insgesamt 770.557 erwachsene Arbeiter auf, weiters waren 48.202 jugendliche Arbeiter unter 16 Jahren in Verwendung gewesen, was also etwa 6,25% der Arbeiterschaft in den geprüften Industriebetriebe entspricht.⁶⁵ Vergleichbare Zahlen sind

⁶³ Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 197

⁶⁴ Wolfgang Neugebauer, Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien 1975, 21

⁶⁵ Hauck, 9

auch für das Jahr 1907 greifbar – hier wird für die Bezirke I, II, III und XX, XXI der Prozentsatz der jugendlichen Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren bei männlichen Jugendlichen mit 4,5, bei weiblichen sogar mit 6,3 angegeben.⁶⁶ Ein hoher Anteil dieser Jugendlichen war in der Metall- und Maschinenindustrie tätig, hauptsächlich Beschäftigungsfeld blieb aber das Gewerbe.⁶⁷

Eine wichtige Einschränkung ist jedoch noch hervorzuheben – *der* jugendliche Fabrikarbeiter ist ebensowenig existent (gewesen) wie *der* Arbeiter. Die weitgehende Inhomogenität der Arbeiterschaft macht eine differenzierte Betrachtungsweise unumgänglich, neben branchenspezifischen und regionalen Unterschieden konnte man durchaus auch innerhalb einer Fabrik auf eine signifikante „Binnendifferenzierung“ unter der Arbeiterschaft treffen.⁶⁸ Von einer einheitlichen sozialen Schicht zu sprechen, ist im Normalfall nicht möglich – ähnliche sozioökonomische Rahmenbedingungen, wie etwa Wohnverhältnisse, familiäre Situation, weitgehend geringe Bildung, Mangel an Ressourcen und Gleichförmigkeit des Lebensablaufes wurden jedoch gemeinsam erfahren, sozialisierten in spezifischer Weise und ermöglichen es, von der Existenz eines Arbeitermilieus zu sprechen.⁶⁹

⁶⁶ Johann Freiler, Die Soziale Lage der Wiener Arbeiter in den Jahren 1907-1918. Phil. Diss., Wien 1966, 149

⁶⁷ Rosa-Maria Fidesser, Die soziale Lage der Metallarbeiter Niederösterreichs in der Zeit der Industrialisierung bis 1914. Phil. Diss., Wien 1974, 24-26

⁶⁸ vgl. Hanisch, 110

⁶⁹ vgl. Ehalt, Wien um 1900, 10f.

3. Die Lebenssituation jugendlicher Arbeiter

Das Alltägliche zu rekonstruieren birgt gewisse Schwierigkeiten: die täglich wiederkehrende Abfolge eines gewissen – im Regelfall relativ ereignisarmen – Lebensablaufes bleibt in den Quellen oft unscharf, meistens verblaßt der Alltag neben „der“ Geschichte, besonders etwa während Kriegen oder einer Revolution. Lebenskonstanten seien nicht quellenproduktiv, stellt Helene Maimann fest, der Alltag, so ihre These, von einer tendenziellen „Ahistorizität“ geprägt. Oft kann – trotz der Verwendung individueller Quellen – das alltägliche Leben in manchen Bereichen nur näherungsweise nachgezeichnet werden.⁷⁰

3.1 Soziale und ökonomische Rahmenbedingungen

Im Regelfall präsentiert sich die Existenz eines jugendlichen Fabrikarbeiters – falls er ledig und ohne eigenen Hausstand war – an die wechselseitige Abhängigkeit von einer Haushaltseinheit gebunden, die zumeist mit der eigenen Familie ident war.⁷¹ Das tägliche Leben eines Arbeiterjugendlichen, vor allem der Bereich der „Reproduktion“, ist deshalb als eng mit der Arbeiterfamilie verknüpft zu sehen und zu betrachten, ebenso erfolgte der Hauptanteil der Sozialisation wohl in der Familie. Eine ähnliche Bedeutung ist dem Milieu, also der unmittelbaren außerfamiliären Umgebung, und dessen Einfluß auf den Jugendlichen beizumessen.⁷²

Ab den 1850er Jahren kann man von einem leichten Aufstieg der Arbeiterschaft sprechen, kam es doch neben dem Ansteigen der niedrigen Lebenserwartung zu einer spürbaren Besserung der Versorgungslage. Trotz einer fortschreitenden Erhöhung der Reallöhne war jedoch keine nachhaltige Besserung der Lebenssituation für die Mehrheit der Arbeiter möglich, immer noch war man als Proletarier latent von existentieller Not bedroht – unvorhergesehene, plötzlich eintretende Ereignisse, die den Verlust des Einkommens nach sich zogen, blieben existenzbedrohend.⁷³

Der grundlegende Mangel an Ressourcen bestimmte fortwährend das Alltagsleben der Arbeiterschaft: die Bedürfnisse mußten stets gering gehalten werden, trotz der langen,

⁷⁰ Maimann, 605-608

⁷¹ Reinhard Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“. Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900, in: *Ehalt*, Glücklich ist, wer vergißt...?, 82

⁷² Wegs, 6

schweren Erwerbsarbeit blieb die sorgsame Einteilung der Ausgaben oberste Notwendigkeit der Existenzsicherung – somit wurde das „nicht leisten können“ zu einer prägende Erfahrung ganzer Generationen, ein selbstbestimmbareres Leben sollte erst nach 1918 möglich werden.⁷⁴

3.2 Arbeiterfamilie

Mehrheitlich muß von einer überaus schwierigen ökonomischen Situation für die proletarische Familie in der Spätphase der Habsburgermonarchie ausgegangen werden. Als grundlegende Parameter der Existenz lassen sich ein Leben in stetem Mangel, eine weitgehend unabgesicherte Lebenssituation und schlechte Wohnsituation rekonstruieren – Faktoren, die entscheidenden Einfluß auf die innerfamiliären Beziehungsgeflechte ausübten.⁷⁵

Die Situation der Jugendlichen in der Arbeiterfamilie erscheint ambivalent, sahen sie sich doch einerseits in ein System von relativer Sicherheit und Zuneigung eingebunden, gleichzeitig aber Zwängen und Pflichten innerhalb der Familie ausgesetzt. Hierdurch ergaben sich naturgemäß wesentliche Konfliktpotentiale, da Freiräume für eigenständige und eigenbestimmte Entfaltung oft fehlten.⁷⁶

Die Betrachtung der Arbeiterfamilie war vor allem bei bürgerlichen Zeitgenossen von relativ stereotypen Klischees geprägt: sie wurde als lieblose, nahezu grausame Umgebung für die im Familienverband heranwachsenden Kinder und Jugendlichen beschrieben und als zutiefst ungünstige Sozialisationsinstanz interpretiert. Der Umgang innerhalb der Arbeiterfamilie wäre grau, freudlos, ausschließlich vom ökonomischen Mangel determiniert gewesen, zu einer Ausbildung von intensiven Mutter-Kind-Beziehungen sei es im Regelfall nicht gekommen. Zudem bot der infolge der langen Arbeitszeiten ständig abwesende und an den Heranwachsenden zutiefst desinteressierte Proletariervater keine Identifikationsfigur; ihn somit für – von bürgerlicher Seite wahrgenommene – Verwahrlosungstendenzen innerhalb der Unterschichten verantwortlich zu machen, lag auf der Hand. Nicht nur die Ansichten Werner Sombarts, der 1906 von einer grundlegenden „*Familienlosigkeit*“ der Arbeiterschaft sprach, widerspiegeln die vorherrschenden, weitgehend substanzlosen, bourgeoisen Klischees.⁷⁷ Die Existenzmöglichkeit einer intakten Familiengemeinschaft wurde der Arbeiterfamilie generell

⁷³ vgl. Jens *Flemming*, „... von Jahr zu Jahr ein Sorgen und Bangen ohne Ende“. Einkommen, Lohn, Lebensstandard, in: *Ruppert*, *Die Arbeiter*, 138-141

⁷⁴ Wegs, 64f. und Josef *Mooser*, Familienarbeit und Arbeiterfamilie. Kontinuität und Wandel seit 1900, in: *Ruppert*, *Die Arbeiter*, 109f. u. 115

⁷⁵ Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 280

⁷⁶ Ruppert, „Und wär' es nur das Brot allein“, 12

⁷⁷ vgl. Hanisch, 120 und Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 11f.

abgesprochen, „daß die Werte der bürgerlichen Welt in der ‚Kultur der Armut‘ gedeihen könnten, erschien vielen Betrachtern unmöglich.“⁷⁸

Der Maßstab einer zeitgenössischen bürgerlichen Familie war auf die Proletarierfamilie sicherlich nicht anzuwenden, zu unterschiedlich waren die sozioökonomischen Rahmenbedingungen, aber auch die selbstbestimmten Lebensentwürfe und die spezifische Alltagskultur der Arbeiterschaft blieben von bourgeoiser Seite unverstanden, fehlgedeutet und oft nur mit „Arroganz“ bedacht. Ähnliche Bedenken hinsichtlich einer negativen Sozialisation innerhalb der Arbeiterfamilie wurden jedoch auch von einzelnen sozialdemokratischen Theoretikern geäußert; Ansichten, die in ihrer Allgemeinheit jedoch aufgrund des heutigen Forschungsstandes zu revidieren sind.⁷⁹

Bei der Rekonstruktion der Arbeiterfamilie und noch viel mehr bei Befindlichkeiten, die die Gefühlswelt jugendlicher Arbeiter innerhalb des Familienverbandes betreffen, stößt man auf Schwierigkeiten: „Der Alltag der Arbeiterfamilie war nicht quellenproduktiv.“⁸⁰ Aufgrund der verhältnismäßig schlechten Forschungslage zu diesem konkreten Bereich bleibt man weitgehend auf Erinnerungsliteratur oder Oral History angewiesen, auch wenn die Repräsentativität derartiger Quellen wiederholt kritisch beäugt wurde.⁸¹ Jedoch ist hier die Analysemöglichkeit ebenso eingeschränkt, sensible, die Familie betreffende Bereiche werden/wurden in Lebensberichten und Interviews oft verschwiegen und so verbleiben einzelne Aspekte im Dunkeln.⁸²

Die objektiv ähnlichen Existenzbedingungen lassen Grundkonstanten des Familienlebens greifbar werden, daran einen einzigen spezifischen Typus proletarischen Alltagslebens in der Arbeiterfamilie festmachen zu wollen, erscheint nicht angebracht. Zu unterschiedlich war – das dokumentieren zahlreiche subjektive Quellen – etwa der Umgang mit den Heranwachsenden, auch lassen die Herkunft oder das Betätigungsfeld eines Arbeiters nicht unbedingt zwingende Rückschlüsse auf dessen Mentalität und Verhalten zu.⁸³

Die Verweildauer von Töchtern und Söhnen war in ärmeren Familien tendenziell länger, als in ökonomisch besser gestellten. Oft war man in den Arbeiterfamilien auf den Verdienst der

⁷⁸ zitiert – Ritter/Tenfelde, 649

⁷⁹ vgl. Mooser, 106f.; Ritter/Tenfelde, 539-541 und Rosenbaum, Proletarische Familien, 13

⁸⁰ zitiert – Ritter/Tenfelde, 618

⁸¹ etwa bei Ritter/Tenfelde, 618f.

⁸² Rosenbaum, Proletarische Familien, 20f. und Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 40

⁸³ vgl. Ritter/Tenfelde, 619 und Rosenbaum, Proletarische Familien, 287

Heranwachsenden existentiell angewiesen, und somit verblieben die erwerbstätigen Jugendlichen im Familienverband. Durch den Arbeitseintritt der einzelnen Familienmitglieder konnte die Reproduktion abgesichert und gelegentlich sogar der Lebensstandard angehoben werden.⁸⁴ Es war somit durchaus im Interesse der Familie, die Anwesenheit der Jugendlichen und damit den Mitverdienst zu erhalten. Michael Mitterauer kategorisiert dies als spezifische Form der Subsistenzwirtschaft, der „Familienlohnwirtschaft“, welche keine Form einer familiären Arbeitsorganisation, sondern eine Familienbudgetorganisation darstellt. Eine Zusammenfassung der verdienten Löhne im Familienverband wurde erst obsolet, als man allein durch die Höhe des väterlichen Lohnes die Lebenshaltungskosten bestreiten konnte und auf den jugendlichen Zuverdienst nicht mehr angewiesen war. Im Regelfall reichte vor dem Ende der Habsburgermonarchie das Einkommen eines einzelnen – vor allem eines kaum oder nur wenig qualifizierten – Arbeiters nicht aus, um das Existenzminimum für die Familie zu erreichen.⁸⁵

Manchmal blieb ein wesentlicher Teil der Existenzsicherung den Heranwachsenden überlassen, etwa wenn die Eltern teilweise oder völlig erwerbsunfähig waren und von staatlicher Seite nur unzureichend unterstützt wurden. Nachfolgenden Dialog führte der bekannte Arbeiterjournalist und frühe Sozialreporter Max Winter, der um 1902 in seiner Funktion als Pfleger des „Vereins gegen Verarmung und Bettelei“ mit einem bittstellenden invaliden Metallarbeiter sprach:

„[Max Winter] ‚Wenn also der Sohn Arbeit bekäme, würden Sie sich leichter tun?’ [die Frau des Arbeiters antwortet] ‚Er is ja brav. Aber dann müßt’s schon da sein, in Simmering oder Ebersdorf, daß er essen und schlafen daham kann. Sonst braucht ’r sein’ Lohn selber.’“⁸⁶

Gleichzeitig ermöglichte es die Ausübung einer eigenen Erwerbstätigkeit dem Arbeiterjugendlichen dessen innerfamiliäre Stellung zu verbessern, durch den – meistens eben auch mehrheitlich für die Familie – verdienten Lohn konnte sich der Jugendliche gegenüber der Versorgungsfunktion der Eltern emanzipieren. Ein gut verdienender (im Regelfall männlicher) Jugendlicher konnte gegenüber dem Vater eine starke Position einnehmen und eine ihm gleichgestellte Rolle beanspruchen. Zunehmend verbesserte sich die generelle

⁸⁴ Birgit *Bolognese-Leuchtenmüller*, Zur Sozialgeschichte einer vernachlässigten Mehrheit, in: Hubert Christian *Ehalt*, Geschichte von unten. Fragestellung, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien / Köln / Graz 1984, 271

⁸⁵ Mitterauer, 100 und Fidesser, 441

⁸⁶ Max Winter in der Reportage *Großstädtisches Elend* (erschieden 1903) – zitiert nach: Stefan *Riesenfellner* (Hg.), Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter (Materialien zur Arbeiterbewegung 49), Wien 1988, 149

Situation der Heranwachsenden in der Familie, vor allem das Ansteigen der Reallöhne in Teilen der Arbeiterschaft bedingte ein Ende des „Nebenheraufwachsens“ und bewirkte verstärkt elterliche Zuwendung, die oft in Form von Bildungsbestrebungen zu Tage trat.⁸⁷

Die Produktionsarbeit in der Fabrik bestimmte das Familienleben weit über die reine Arbeitszeit in der Fabrik hinaus, schränkten doch die langen Arbeitstage die Kommunikationsmöglichkeiten – und vor allem den Willen dazu – in der Familie grundlegend ein. Dennoch bewirkte das weitgehend „versachlichte“ und reglementierte Arbeitssystem der Fabrik eine Emotionalisierung der Familie, die nun nach der Herauslösung der Arbeit aus der Familie nicht mehr ausschließlich als Produktionseinheit angesehen werden mußte.⁸⁸

Die Reproduktionssphäre der Arbeiterfamilie ist – nicht zuletzt aufgrund der ökonomischen Zwänge – als relativ ausdifferenziert und komplex anzusehen, sie band die einzelnen Individuen in eine weitgehend rigide Struktur ein, wies ihnen Tätigkeitsbereiche zu, bestimmte damit die soziale Stellung innerhalb der Familie und schränkte aber auch die Handlungsspielräume der Familienmitglieder weitgehend ein.⁸⁹ Raum für Spannungsverhältnisse ergab sich dadurch wohl reichlich, dennoch ist in den Erinnerungen die existentielle Abhängigkeit voneinander und die daraus resultierende innerfamiliäre Stabilität oft entschieden positiv bewertet worden, Familie und Ehe wurden eher als Rückhalt, als emotionale Rückzugssphäre empfunden, denn als Bürde.⁹⁰

Alltägliche Konflikte waren jedoch existent, oftmals gaben Pflichten in der Reproduktionsarbeit Anlaß zum Streit, etwa die Kinderaufsichtspflicht, welche das Zusammenleben mit Geschwistern implizierte. Die Arbeitskraft der Mutter war oft zu wertvoll, um für derartige Aufgaben verwendet zu werden, und so wurde diese Tätigkeit in erster Line den heranwachsenden Töchtern überantwortet. Ein nicht zu unterschätzendes Konfliktpotential bot zudem die Familiengröße (um 1900 betrug die durchschnittliche Kinderzahl in Wiener Arbeiterfamilien 2,64 – 4 bis 5 Kinder waren jedoch eher Regel-, denn Ausnahmefall⁹¹), deren eventueller Anstieg – offensichtlich in einer Reaktion auf die

⁸⁷ Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 278

⁸⁸ Hanisch, 121 und Mitterauer, 125

⁸⁹ Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 215-217 und Reinhard *Sieder*, *Sozialgeschichte der Familie* (Edition Suhrkamp Neue historische Bibliothek), Frankfurt am Main 1987, 183

⁹⁰ Mitterauer, 106 und Mooser, 107

⁹¹ vgl. Hanisch, 123

empfundene Versorgungs- und Verteilungsproblematik – den Arbeitereltern mitunter sogar von ihren heranwachsenden Kindern vorgeworfen wurde.⁹²

Ernst Hanisch interpretiert die Arbeiterfamilie als „halb-offene Familie“, eine Einschätzung, die primär auf der Existenz des Bettgeherwesens, einem Spezifikum der proletarischen Wohnsituation, basiert. Durch die (größtenteils erzwungene) Anwesenheit familienfremder Personen sei eine grundlegende Abgrenzung der Familie nach außen nicht möglich gewesen, dennoch tendierte die Arbeiterschaft dazu – falls die Möglichkeit dazu bestand – ein eigenes Zimmer für Bettgeher und Untermieter bereitzustellen.⁹³

Die stete Konfrontation mit fremden Menschen und die Beengtheit der Wohnverhältnisse beeinflussten den innerfamiliären Umgang entscheidend, resultierten oftmals in einer Abgrenzung innerhalb der Familie, diese Vermeidung allzu intensiven Kontakts ist aber auch als Ausdruck der proletarischen Sexualmoral zu deuten. Dennoch erzeugte gerade die Enge des Zusammenlebens in vielen Situationen, wie etwa beim gemeinsamen Schlafen mehrerer Familienmitglieder im selben Bett, Erfahrungen körperlicher Nähe, die in den Arbeitererinnerungen weitgehend positiv bewertet wurden.⁹⁴

Die unterschiedlichen Existenzwelten gelernter und ungelerner Arbeiter bedingten die Ausprägung eines – ursprünglich aus England stammenden – proletarischen Selbstentwurfes, der „respektablen“ Arbeiterfamilie. Zunächst war es nur einer kleinen Gruppe der Arbeiterschaft, zumeist gelernten Arbeitern, gelungen, am sozioökonomischen Aufstieg zu partizipieren und ihr Alltagsleben weitgehend zu stabilisieren. Längerandauernde Arbeitsverhältnisse und ein Anstieg der Reallöhne, die Durchsetzung von Kollektivlöhnen und der Rückgang der Arbeitszeit ermöglichten ein weniger krisenanfälliges Familienleben. Gleichzeitig konnte die Familie durch einen Rückgang der Kinderarbeit sowie der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der verheirateten Frauen eine Emotionalisierung erfahren. Dem oft alleinverdienenden Vater wurde eine dominierende Stellung von der Familie zuerkannt, Frau und Heranwachsende zunehmend vom Erwerbszwang befreit, dadurch entstanden – vor allem für die Jugendlichen – verbesserte Möglichkeiten zur Entwicklung und Weiterbildung.⁹⁵ Man wandte sich prononciert der Familie zu, grenzte sich gleichzeitig nach

⁹² Mitterauer, 104f. und Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 192f.

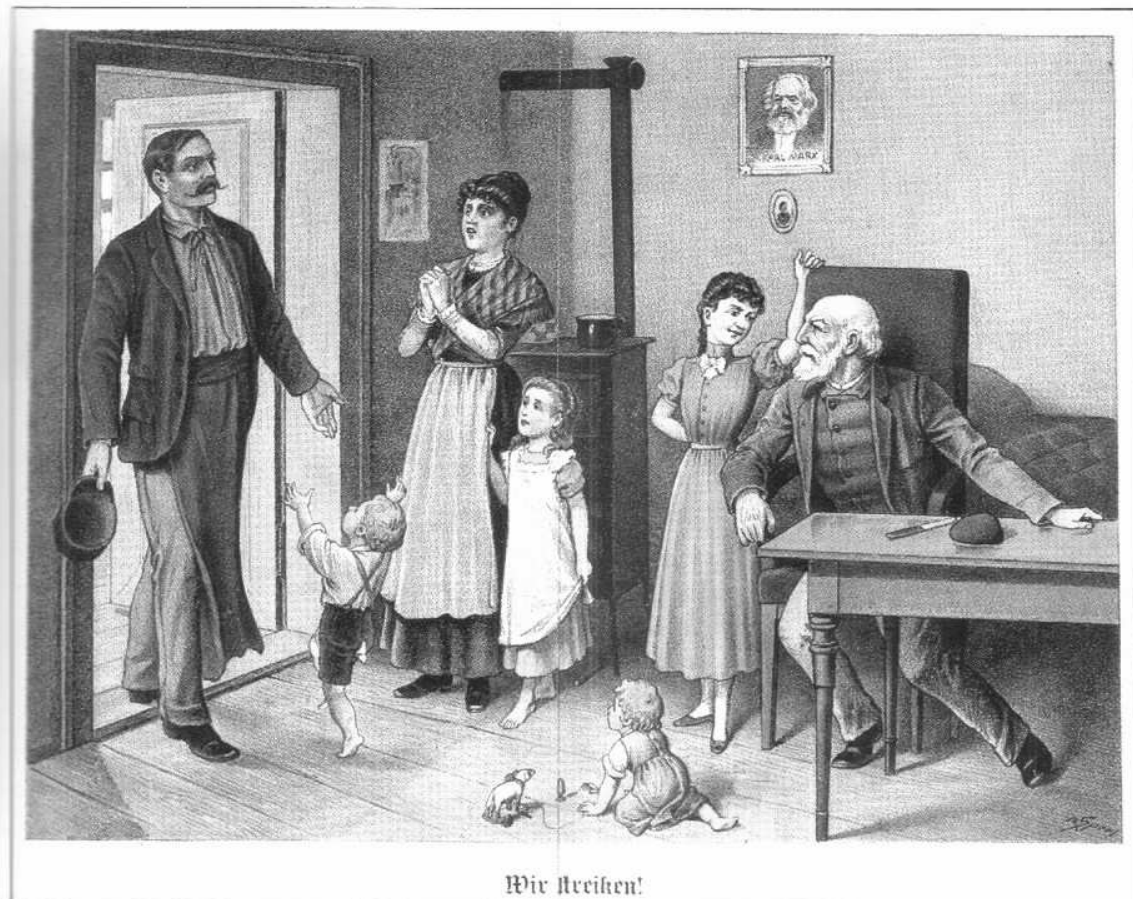
⁹³ vgl. Hanisch, 122

⁹⁴ Carola Lipp, *Sexualität und Heirat*, in: *Ruppert, Die Arbeiter*, 187

⁹⁵ Josef Ehmer, *Vaterlandslose Gesellen und respektable Familienväter. Entwicklungsformen der Arbeiterfamilie im internationalen Vergleich, 1850-1930*, in: Helmut Konrad (Hg.), *Die deutsche und die österreichische Arbeiterbewegung zur Zeit der Zweiten Internationale (Materialien zur Arbeiterbewegung 24)*, Wien 1982, 130-132

unten ab und imitierte dabei weitgehend bürgerliche Normen und Wertmaßstäbe, die auch teilweise in die proletarische Erziehung einfließen und allmählich „moderne“ Erziehungsmethoden, wie Pädagogik ohne körperliche Züchtigungen und geschlechterspezifische Rollenzuweisungen in Teilen des Proletariats durchsetzen.⁹⁶

„Das Modell der bildungsbürgerlichen Familie mit seiner besonders langen Ausbildungsphase und einem dementsprechend langen Zusammenleben von Kindern und Eltern dürfte durch seine normative Wirkung die Verhältnisse in anderen sozialen Milieus beeinflusst haben.“⁹⁷



Sozialdemokratische Familienutopie, „Wir streiken!“, in: Oesterreichischer Arbeiter-Kalender für das Jahr 1907 – Abb. aus: *Arbeit / Mensch / Maschine*, 205

Die Arbeiterbewegung selbst verbreitete das Ideal von geordneter Lebensführung und Familienverhältnissen, tatsächlich war für die überwiegende Mehrheit des Proletariats jedoch nur eine relative, unzureichende Stabilisierung des Alltagslebens möglich. Noch nach der Jahrhundertwende befand sich die Arbeiterschaft in einer ökonomisch zutiefst schwierigen Lage, durch die existentielle Abhängigkeit von der Lohnarbeit war man Krisen weitgehend ungeschützt ausgeliefert, was sich nur langsam bessern sollte. Verstärkt trat nun das individuelle Schicksal in den Vordergrund, kaum war man noch katastrophentartigen

⁹⁶ Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 97, 279 u. 285 und Wegs, 67f.

⁹⁷ zitiert – Mitterauer, 101

Schicksalen wie etwa Mißernten, Seuchen oder Hungersnöten ausgesetzt. „Kleine“ alltägliche Katastrophen, die einzelne Familien betrafen, wie etwa Arbeitsverlust, Krankheit oder Tod des Ernährers hatten die großen weitgehend abgelöst.⁹⁸

Die Existenzform der „freien Lohnarbeit“ bedeutete die Herausbildung einer neuen unmittelbaren Abhängigkeit des Arbeiters vom Lohn. Das Ausbleiben desselben mündete nun direkt in die Krise, waren doch die traditionellen Absicherungsmöglichkeiten (etwa die des Handwerks) im Krankheitsfalle oder bei Erwerbsunfähigkeit nicht mehr greifbar und Rücklagen (oder veräußerbarer Besitz) kaum vorhanden. Nun war man im Falle existentieller Not auf private und öffentliche Armenpflege angewiesen, bald wurde hier – was auch von bürgerlicher Seite erkannt wurde – die Notwendigkeit neuer Maßnahmen unübersehbar. Frühformen der sozialen Absicherung wie eigene innerbetriebliche Sozialsysteme, welche von einzelnen Unternehmern initiiert wurden und primär darauf abzielten, eine loyale Belegschaft heranzubilden, um so qualifizierte Arbeiter im Betrieb zu halten, wandten sich lediglich an eine Minderheit der industriellen Arbeiterschaft; gleiches gilt auch für die Einrichtung von Berufsgenossenschaften und Unterstützungskassen.⁹⁹

Das soziale Netz wurde nur langsam dichter, dennoch bewirkte die zunehmende Sozialpolitik eine beginnende Absicherung der Reproduktion des täglichen Lebens. Von Seiten des Staates wurden jedoch – anders als die Entwicklung im restlichen Westeuropa – nur geringe Aufwendungen für soziale Infrastruktur getätigt, zudem schob man die Zuständigkeit für die ärmere Bevölkerung auf die finanziell weitgehend schwachen Gemeinden und Städte ab, auch waren einzelne Versicherungsleistungen zumeist nur auf Teilbereiche und wenige Berufssparten beschränkt. Die erste (und in dieser Größenordnung einzige) Welle der Sozialgesetzgebung umfaßte eine Unfall- und Krankenversicherung, die als Pflichtversicherung eingeführt wurde und nur als relativer, wenn auch überaus notwendiger Fortschritt zu werten ist. Beide Gesetze, als konservativ-liberaler Politikkompromiß ausgehandelt, blieben aber unzureichend.¹⁰⁰

Die Unfallversicherung aus dem Jahre 1878 legte – aufgrund liberalen Drucks – eine 4wöchige unbezahlte Karenzzeit fest, erst danach erhielt der Verunfallte im Höchstfall – also

⁹⁸ Ehmer, Vaterlandslose Gesellen, 135 und Hanisch, 121

⁹⁹ Gerhard *Melinz* / Susan *Zimmermann*, Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und in Budapest in der Doppelmonarchie (Materialien zur Arbeiterbewegung 60), Wien / Zürich 1991, 121

¹⁰⁰ ebd., 120f.; Sandgruber, Ökonomie und Politik, 303f. und Emmerich *Tálos*, Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 5), Wien 1981, 59-61

bei vollständiger Erwerbsunfähigkeit – 60% seines Verdienstes, bei teilweiser Erwerbsunfähigkeit entsprechend weniger. Eine Regelung, die viele Arbeiterfamilien wohl vor existentielle Probleme stellte, sah man sich doch, neben dem eingetretenen Unglücksfall, mit einer plötzlichen signifikanten Reduktion des ohnehin schon knapp kalkulierten Familieneinkommens konfrontiert. Im Todesfalle wurde der Witwe und den Kindern finanzielle Unterstützung gewährt, für Jugendliche bestand diese nur bis zum 15. Lebensjahr. Die verhältnismäßig niedrige Unfallrente begründete der Gesetzgeber mit der Annahme, daß ohnehin die Mehrzahl der Familienmitglieder erwerbstätig sein müsse und somit versorgt sei.¹⁰¹ Auch die 1888 eingeführte Krankenversicherung ist ähnlich ambivalent zu sehen. Gewiß stellten Krankengeld, freie Behandlung (auch für die Geburt) inklusive Heilmittel und Krankenhauspflege bis zu 4 Wochen (dann erhielten Angehörige die Hälfte des Krankengeldes) eine wichtige Basis zur Absicherung dar, durch das Krankengeld war aber die materielle Absicherung einer Familie aufgrund der hohen Lebenshaltungskosten oft nicht gegeben. Im Regelfall betrug das Krankengeld 60% des bezirksüblichen Taglohnes und wurde für maximal 20 Wochen ausbezahlt. Ein Beispiel aus dem Jahr 1901 nennt die gesetzlich vorgesehenen Beträge: demnach erhielt ein jugendlicher Industriearbeiter wöchentlich 7,20 Kronen, ein Hilfsarbeiter 13,20 bis 16,80 Kronen und ein gelernte Arbeiter 21 Kronen.¹⁰²

Eine Arbeitslosenversicherung war immer noch nicht geschaffen worden, und so bedeutete der Arbeitsverlust den völligen Ausfall eines (manchmal sogar des einzigen) Lohnbestandteiles der Arbeiterfamilie, was – wie die starke Frequentierung von Obdachlosenheimen und Wärmestuben nahelegt – im Extremfall nach kurzer Zeit existenzbedrohend wirken konnte. Somit blieb die entscheidende Bedeutung der Nebenverdienste zur Existenzsicherung erhalten. Die weitere Entwicklung der Sozialgesetzgebung war eher von Stagnation und teilweiser Regression gekennzeichnet, neue politische Konstellationen ließen eine positive Veränderung des Status Quo nicht zu. Wichtige Bestimmungen zum Arbeiterschutz wurden infolge des Kriegsleistungsgesetzes nach 1914 sogar außer Kraft gesetzt, während zwischen 1890 und 1918 nur wenige unzureichende Erweiterungen und Adaptionen im Bereich der Sozialgesetzgebung vollzogen wurden.¹⁰³

¹⁰¹ Tálos, Sozialpolitik, 64

¹⁰² ebd., 65-67 und Fidesser, 426; vgl. Alfons *Petzold*, Das rauhe Leben. Der Roman eines Menschen (zuerst Berlin 1920), Graz / Wien / Köln 1979, 249f.

¹⁰³ Tálos, Sozialpolitik, 94; 118f. und Fidesser, 417f.

„Da im Zuge des Industrialisierungsprozesses in der Vorkriegsperiode vorläufig nur in unzureichendem Maße sozialversicherte Arbeitsplätze entstanden, war mangels ausreichender Instrumente die Grenze zwischen Arbeiter- und Armenbevölkerung weiterhin fließend.“¹⁰⁴

3.2.1 Rollen(bilder)

Auch hier sind die zeitgenössischen Topoi zahlreich: man trifft auf angeblich gefühlskalte und indifferente Arbeitermütter oder aggressive, alkoholabhängige Väter. So hätten die Heranwachsenden mit Vernachlässigung und Lieblosigkeit der erwerbstätigen Arbeiterfrau zu kämpfen gehabt, daß diese oft alle Kraft für die Fabrikarbeit und die Reproduktion der täglichen Existenz aufgewandt hatte, blieb den außenstehenden Betrachtern meist verborgen.¹⁰⁵ Proletarische Lebenserinnerungen neigen vielfach zur Konstruktion einer „blassen“ Vaterfigur, der, sofern zugegen, oft strafend in Erscheinung getreten sein soll. Soweit die Extreme – zahlreiche Quellen zeichnen jedoch ein facettenreicheres und differenzierteres Bild, wie es wohl auch in anderen sozialen Gruppen anzutreffen sein würde.¹⁰⁶

Die Zärtlichkeit der Eltern gegenüber den heranwachsenden Kindern und Jugendlichen war manchmal auf ein Mindestmaß reduziert, daß der „verhaltene Umgangsstil [...] Ergebnis eines bestimmten gesellschaftlichen oder schichtspezifischen Habitus“¹⁰⁷ war, ist ein Erklärungsversuch. Ein prototypisches Verhalten von Proletariereltern ist meines Erachtens jedoch nicht rekonstruierbar, bestimmten Konstanten war es aber sicherlich unterworfen, wie etwa eines gewissen Müdeseins nach der Arbeit und der daraus resultierenden Lethargie gegenüber der Familie – dennoch sind Gegenbeispiele vorhanden. Wesentlich scheint das Verhalten der Eltern durch Mentalität, sowie eigene Kindheits- und Jugenderfahrungen geprägt. Erst langsam – so merkt Heidi Rosenbaum an – konnte sich die innerfamiliäre Zärtlichkeit, die wesentlich mit einer Besserung der ökonomischen Situation verbunden war, wandeln.¹⁰⁸ Ob sich ein „herzlicheres“ Verhältnis in bürgerlichen oder bäuerlichen Familien dieser Zeit feststellen ließe, ist zudem mehr als fraglich.

¹⁰⁴ zitiert – Melinz / Zimmermann, 121

¹⁰⁵ vgl. Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich (Schriften des Ersten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Wien 1907, Band 1), Wien 1906, 49

¹⁰⁶ Mooser, 111

¹⁰⁷ zitiert – Rosenbaum, Proletarische Familien, 202

¹⁰⁸ ebd., 202 und 204f.

Grundlegend ist das Patriarchat für die Mehrzahl der Arbeiterfamilien festzustellen. Rosenbaum fand bei ihrer Studie zum deutschen Industrieort Linden bei Hannover sämtliche Typen innerfamiliärer Machtverhältnisse vor, also auch matriachale Konstellationen. Das autoritäre Auftreten des Vaters und dessen Dominanz in der Familie, der gegenüber der Mutter wie auch den Kindern eine als „Ernährer“ bevorrechtete Stellung einfordert und den Familienmitgliedern keinerlei Freiräume zugesteht, ist eher als Sonderfall zu werten. Die Frage nach innerfamiliärer Gewalt ist in diesem Zusammenhang kaum beantwortbar, sie vollzog sich im geschlossenen Familienverband, ohne Quellen zu hinterlassen.¹⁰⁹



Verteilungsritual in einer Wiener Arbeiterfamilie vor dem Ersten Weltkrieg – *Abb. aus: Wegs, 66*

Lohnarbeit trug nicht nur zur Emanzipation der Heranwachsenden gegenüber den Eltern bei: der Jugendliche konnte, sofern er mehr oder annähernd gleich verdiente, durchaus die alleinige und somit bevorrechtete Ernährerstellung des Vaters in Frage stellen. Zudem beeinflusste die Rolle eines „Erwerbstätigen“ das Selbstverständnis – die Vermutung, daß sich hier ein spezifisch männlicher Habitus des jugendlichen Arbeiters ausgeprägt hat, der das Verhalten des Vaters imitierte, liegt nahe, belegt ist etwa eine oftmalige Ablehnung „unmännlicher“ Arbeiten im Haushalt. So mußte die Tochter den erwerbstätigen Bruder im

¹⁰⁹ ebd., 208-210 und 279

Regelfall ebenso bedienen wie den Vater – nachdem der Bruder „wie ein Mann“ arbeite, wolle er auch dementsprechend behandelt, also bedient werden.¹¹⁰

„Na und mein ältester Bruder, des war ein Striezi. Der hat bei Werner & Pfeleiderer (Metallverarbeitende Firma in Wien / Ottakring, RS [Anm. Reinhard Sieder]) gearbeitet. Der is nach Haus kommen, hats Schlossergwand ausgezogen, hingworfen, no, und dann hat er sich gewaschen. Na, da is die halbe Küche geschwommen, nicht, und dann hat er sich angezogen. Sag ich: no und wer wird das wegräumen? Sagt er: zu was bist denn du da?!“¹¹¹

In der Analyse von Lebenserinnerungen ist eine Tendenz zur unterschiedlichen Behandlung von proletarischen Söhnen und Töchtern durch den Vater zu erkennen: dieser war eher dazu geneigt, sich der Tochter gegenüber nachgiebig zu zeigen, während der Sohn oft – ganz dem Männlichkeitsideal folgend – stark und unempfindlich erzogen werden sollte. Gleichzeitig scheinen aber männlichen Heranwachsenden mehr Freiräume gewährt worden zu sein als den weiblichen; diese wurden, vor allem in der Freizeit, eher „behütet“ und im stärkeren Ausmaße in die Hausarbeit eingebunden.¹¹²

„Das Geschlechterverhältnis reproduziert sich nicht nur durch materielle Prozesse, sondern ebenso durch symbolische Ordnungen. Diese halten Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit bereit, die als verinnerlichte Orientierungen verhaltenswirksam werden.“¹¹³

Die Quellen liefern ein breites Spektrum an Elternrollen – der Arbeitervater oszilliert zwischen autoritär und treusorgend, tritt in der Erinnerungsliteratur vermutlich ebenso stereotyp auf, wie in den utopisch anmutenden Darstellungen der Arbeiterbewegung. Zahlreiche „Einzeltypen“ lassen Verallgemeinerungen unmöglich werden, einmal mehr scheint die Existenz individueller Verhaltensweisen wahrscheinlicher, als die eines schichtspezifischen Arbeitervaters.¹¹⁴ Oftmals taucht der Vorwurf des väterlichen Alkoholismus auf, neuere Studien tendieren jedoch dazu, ihn nach der Jahrhundertwende als eher wenig verbreitetes Phänomen unter Arbeitern einzustufen.¹¹⁵ Die These vom teilnahmslosen Vater, der durch seine lange Arbeitszeit und den bevorzugten Aufenthalt ins Wirtshaus abwesend war und dadurch keine Erziehungsfunktion einnehmen konnte, ist weitgehend widerlegt – an der Erziehung beteiligte Proletarierväter sind in vielen Zeugnissen greifbar. Politisch oder gewerkschaftlich organisierte Väter kümmerten sich, wohl aufgrund der besseren Bildung, verstärkt um die Wissensvermittlung an die Heranwachsenden, sie

¹¹⁰ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 48f. und 60f.

¹¹¹ Interview Maria Bauer – zitiert nach: Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 61

¹¹² Rosenbaum, Proletarische Familien, 204 und 279

¹¹³ zitiert – Becker-Schmidt, 112

¹¹⁴ vgl. Rosenbaum, Proletarische Familien, 235-237 und 239

fungierten als „Welterklärer“ und banden auch die Töchter in politische Alltagsdiskussionen ein.¹¹⁶

„Hör zu“, sprach er [Rosa Jochmanns Vater] zu mir, „ich muß eine Stunde arbeiten. Aber für diese Stunde Arbeit bekomme ich nur ein Viertel des Wertes, den ich in dieser Stunde geschaffen habe. Drei Viertel erhält der Unternehmer. Wir Arbeiter müssen dafür kämpfen, daß wir wenigstens die Hälfte des Wertes bekommen, den wir produziert haben.“ Obwohl ich nicht immer gleich verstand, was der Vater meinte, haben mich seine Aussprüche interessiert und zum Nachdenken angeregt.“¹¹⁷

Das oft positive Mutterbild in den Erinnerungen kontrastiert mit dem eher negativen oder zumindest gleichgültigen Vaterbild. Im Regelfall erscheint die Arbeitermutter als überarbeitet und überlastet, sie trägt die Hauptlast der täglichen Lebenssorgen. Die Arbeitermutter abseits der Einbindung in diese ökonomischen Zwänge zu definieren bleibt schwierig, Rekonstruktionsversuche ihrer Existenz und des alltäglichen Umganges mit den Heranwachsenden bleiben oft diffus und widersprüchlich. Der mütterliche Aufgabenbereich im Arbeiterhaushalt war jedenfalls groß: die Mutter erledigte einen Großteil der häuslichen Reproduktionsarbeit, trug die Hauptlast der Erziehung und mußte zudem oft das gesamte Familieneinkommen verwalten, was jedoch eher als Bürde, denn als Machtposition zu interpretieren ist. Bestand die Notwendigkeit einer eigenen Erwerbstätigkeit, etwa in Fabrik oder Heimindustrie, überstieg die Arbeitsbelastung das erträgliche Maß bei weitem.¹¹⁸

Rosenbaum hat in ihrem Lindener Sample eine generell starke Orientierung der Arbeiter zu ihren Familien festgestellt: diese betrachteten das Familienleben als Kompensation für den grauen Arbeitsalltag, grenzten sich bewußt mit der Familie nach außen ab – ganz nach dem Modell „respektabler“ Arbeiter, die sie aufgrund der eher gefestigten Lebensverhältnisse auch im sozioökonomischen Sinne verkörperten.¹¹⁹

3.3 Als jugendlicher Arbeiter außerhalb der Familie

Ohne das Beziehungs- und Versorgungsgeflecht der Familie war ein Heranwachsender weitaus höheren „Daseinsrisiken“¹²⁰ ausgeliefert, die Sicherung seiner Existenz ist als ständige Gratwanderung zu interpretieren. Im Falle eines Lohnverlustes durch Krankheit oder Unfall

¹¹⁵ Hanisch, 124f.

¹¹⁶ Rosenbaum, Proletarische Familien, 231, 234f., 250 und 254

¹¹⁷ Interview Rosa Jochmann (geb. 1901) – zitiert nach: Maria Sporrer / Herbert Steiner (Hg.), Rosa Jochmann, Zeitzeugin, Wien / München / Zürich 1983, 21

¹¹⁸ vgl. Rosenbaum, Proletarische Familien, 219; Mooser, 109 und Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 49

¹¹⁹ Rosenbaum, Proletarische Familien, 274-277

¹²⁰ vgl. Ritter/Tenfelde, 649

war ein Jugendlicher außerhalb der Familie auf sich allein gestellt und weitgehend unversorgt, der Eintritt der Erwerbslosigkeit ist somit als absoluter Krisenfall zu werten. Nur falls der Jugendliche Gewerkschaftsmitglied war, konnte er mit Unterstützungszahlungen rechnen, welche im Jahre 1914 – je nach Branche und Anlaßfall – zwischen 6 und 15 Kronen lagen, eine staatliche Arbeitslosenunterstützung existierte nicht.¹²¹ Als oftmalige Konsequenzen der Unfähigkeit sich selbst zu versorgen, traten Obdachlosigkeit und „Verwahrlosung“ ein, tendenziell scheint dies jedoch eher ehemals im Gewerbe tätige Arbeiterjugendliche betroffen zu haben, die – fehlte ihnen das Wiener Heimatrecht – nicht einmal mit einer Versorgung durch die städtische Einrichtungen rechnen konnten.¹²² Eine weitgehend geregelte, manchmal sogar günstige Lebenssituation war nur für alleinstehende, männliche und qualifizierte Fabrikarbeiter, die eher in der Spätphase der Jugend standen, möglich.¹²³

Als Existenzminimum eines Wiener Arbeiters um 1896 können 9,60 Kronen pro Woche angenommen werden, sie würden zur Deckung der minimalsten Grundbedürfnisse reichen: Für die Miete einer Schlafgelegenheit müßte man 2 Kronen, für Nahrungsmittel 6,20 Kronen, für Kleidung, Wäsche und Schuhe weitere 1,40 Kronen veranschlagen, in diesem Minimalbudget wären jedoch keine Ausgaben für Unterhaltung, Fortbildung oder sonstige Freizeitaktivitäten vorhanden. Einziges Einsparungspotential bot die Ernährung, eine Minderung an Qualität oder Quantität derselben führte zwangsläufig zu negativen Auswirkungen auf die Gesundheit, welche wiederum die Erwerbsfähigkeit determinierte. Tendenziell konnte dieses (errechnete) Existenzminimum eher von männlichen Arbeiterjugendlichen erreicht werden, der Fabriklohn der zumeist in schlecht bezahlten Tätigkeiten eingesetzten Mädchen und jungen Frauen überstieg es hingegen nur selten.¹²⁴

Zentrale Frage eines derartigen Alltags war sicherlich die Wohn- beziehungsweise Übernachtungsmöglichkeit: während im Kleingewerbe die Unterbringung jugendlicher Arbeiter in betriebseigenen Unterkünften (die sich zumeist aber in einem dokumentiert schlechten Zustand befanden) üblich war, dürfte sie im Fabrikmilieu eher eine Ausnahme dargestellt haben. Ein ungelernter jugendlicher Arbeiter war aufgrund der geringen finanziellen Mittel auf Massenquartiere oder die Wohnform des Bettgebers angewiesen.¹²⁵

¹²¹ vgl. Der jugendliche Arbeiter 5/1914, 17

¹²² vgl. Kinderschutzkongreß, 44 und 70f.; Michael *John*, Obdachlosigkeit – Massenerscheinung und Unruheherd im Wien der Spätgründerzeit, in: *Ehalt*, Glücklicherweise vergißt...?, 180-183

¹²³ Ritter/Tenfelde, 530

¹²⁴ Mesch, 265

¹²⁵ Freiler, 58f. und Fidesser, 394

Als Bettgeher konnte der Jugendliche zur Schlafenszeit in einkommensschwächeren Arbeiterhaushalten einen Platz „mieten“, von dem man über Zettel an den Haustoren oder mündliche Propaganda Kenntnis erlangte. Primär betraf das Bettgeherwesen männliche Jugendliche, oft fanden sie bei verwandten Familien Unterkunft, oder falls dies unmöglich war bei solchen, die Verbindungen hinsichtlich der Nationalität oder zumindest der Berufsgruppe aufwiesen. Die Gelegenheit, Anschluß an die Familie zu finden, bot sich im Regelfall jedoch nicht. Oftmals fungierte das Bettgeherwesen für Jugendliche als letzte Möglichkeit, um einer Übernachtung in den zumeist am Rande der Stadt gelegenen und von Polizeirepression gekennzeichneten, verrufenen Massenquartieren oder Obdachlosenasylen zu entgehen.¹²⁶

Das Bettgeherwesen und andere eigenständige Wohnformen jugendlicher Arbeiter können jedoch auch als Möglichkeiten interpretiert werden, sich dem elterlichen Einflußbereich zu entziehen und eine selbstbestimmte Sphäre zu schaffen. Die einengende finanzielle Situation begrenzte aber für die Mehrheit der ungelerten Fabrikarbeiter derartige Ausbruchsversuche oder verhinderte sie völlig. Um das – von bourgeois Seite in völliger Negierung der gesellschaftlichen Zustände schlichtweg als amoralisch apostrophierte – jugendliche Bettgeherwesen einzuschränken, begann man ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts staatliche Lehrlingsheime zu errichten, auch schufen einzelne Fabriksbesitzer auf eigene Initiative Massenunterkünfte für ledige Arbeiterinnen und Arbeiter.¹²⁷

Wenige Quellen berichten über das Aufwachsen proletarischer Waisenkinder, eine zutiefst triste Lage ist anzunehmen. Zumeist verblieben die Kinder bis zum Erreichen des vierzehnten Lebensjahres im Waisenhaus, danach erfolgte, sofern keine „moralischen Bedenken“ bestanden und die physische Konstitution entsprechend war, der Eintritt ins Arbeitsleben, in Lehre, Fabrik oder Dienst, nur im Ausnahmefall wurde die Pflege bis zum 18. Lebensjahr erweitert. Die dokumentierten schlechten Zustände in den Waisenhäusern korrespondierten mit den ebenso unzureichenden und oft untragbaren Bedingungen in Pflegefamilien. Für Waisen oder Halbwaisen, die bei der Mutter oder anderen Verwandten untergebracht waren, betrug die knappen Kostgelder 6 bis 10 Kronen pro Monat. Sie konnten einer Unterversorgung nicht vorbeugen und „förderten“ aufgrund der niedrigen Bemessung eher mangelnde Pflege, Mißhandlungen und Ausbeutung durch Kinderarbeit. Der Eintritt der verwaisten Jugendlichen

¹²⁶ John, Obdachlosigkeit, 174 und 180-183

¹²⁷ Mitterauer, 112-114

in ein eigenes Leben, etwa durch die Arbeit in der Fabrik, brachte in den meisten Fällen wohl eine entscheidende Verbesserung der Lebenssituation mit sich.¹²⁸

3.4 Das tägliche Leben – die „Reproduktionsbedingungen“

Auch nach der Jahrhundertwende erfuhr die stets prekäre Lebenslage der Arbeiterschaft keine positive Entwicklung: die Lebenshaltungskosten stiegen von 1895 bis 1913 sogar um über 50 Prozent, während im gleichen Zeitraum die Durchschnittslöhne der Industriearbeiter lediglich zwischen 36 und 47% erhöht wurden, was schon in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg für weite Teile der Arbeiterschaft ein Absinken des Lebensstandards bedeutete.¹²⁹ Das Alltagsleben erträglich zu gestalten, blieb für die Unterschichtenbevölkerung eine Lebensaufgabe, in manchen Fällen sogar ein Lebenstraum. Die für die physische Entwicklung der Heranwachsenden so entscheidenden Faktoren wie Wohn- und Ernährungssituation konnten kaum nachhaltig verbessert werden, die Jahre des Ersten Weltkrieges brachten in diesen Bereichen sogar eine entscheidende Verschlechterung mit sich. Sofern Einkommensverluste und ökonomische Krisenzeiten ausblieben, war die alltägliche Reproduktion im Arbeitermilieu von relativer Konstanz geprägt, jedoch grundlegend durch die schwierige finanzielle Situation eingeschränkt. Durch diese tägliche Erfahrung des Mangels, einer fortwährenden Existenz am Rande des Existenzminimums, würde – so Helene Maimanns These – die Notlage zur Gewohnheit, man stumpfe ab und verliere dadurch die Angst vor den kleinen Katastrophen des Alltags.¹³⁰

Es wäre wenig zielführend, die jeweils festgesetzte Lohnhöhe als alleiniges Indiz für die Lebenssituation der jugendlichen Arbeiter (wie der Arbeiterfamilie) zu werten, wurde doch das Familienbudget von einer Vielzahl höchst variabler Faktoren bestimmt. Zum Lohn der einzelnen erwerbstätigen Familienmitglieder, der manchmal – infolge von Krankheiten oder kurzfristigen Arbeitsverlusten – ausbleiben konnte, kamen Gelegenheitsarbeiten sowie etwaige Einkünfte aus Heimarbeit, Untervermietung und Bettgeherwesen. Die tägliche Reproduktion war somit meistens knapp kalkuliert, nur selten ausreichend abgesichert. Was im Familienverband verdient werden konnte, wurde ins Familienbudget einbezogen und oft sogleich für die laufenden Lebenskosten verplant.¹³¹

¹²⁸ Melinz / Zimmermann, 164-168

¹²⁹ Fidesser, 372

¹³⁰ vgl. Maimann, 611

¹³¹ Sieder, Sozialgeschichte, 185f.

Eine Berechnung der Lebenshaltungskosten für den Zeitraum vor dem Ersten Weltkrieg aufzustellen, gestaltet sich schwierig. Bei der Heranziehung proletarischer Haushaltsbücher trifft man zumeist nur auf besser situierte Haushalte, die im Regelfall von gewerkschaftlich organisierten und qualifizierten Arbeitern gebildet wurden, somit sicherlich nur für eine Minderheit der Arbeiterschaft als repräsentativ eingestuft werden können. Auch zeitgenössische Erhebungen blenden proletarische Unterschichten weitgehend aus, offensichtlich bestand die Bereitschaft, seine Haushaltrechnungen im Detail vorzulegen, nur in besser gestellten Haushalten.¹³²

Diese Einschränkungen gelten auch für die vielfach zitierte Konsumerhebung, in der 119 Wiener Arbeiterhaushalte zwischen dem Februar 1912 und März 1914 durch das Arbeitsstatistische Amt im Handelsministerium erfaßt worden waren und die primär qualifizierte Arbeiter mit einem vergleichsweise hohen Einkommen beinhaltete. Dennoch gewährt diese Quelle interessante Einblicke: sogar in solchen besser situierten Facharbeiterhaushalten mußten beinahe 90 Prozent der verfügbaren finanziellen Mittel für „Nahrung, Quartier, Kleidung und Beheizung“ ausgegeben werden, nur 3,6% wurden für „Bildung, Kirche etc.“ veranschlagt, während für den Posten „Geselligkeit, Sport, Unterhaltung“ lediglich 1,3% verblieben.¹³³

3.4.1 Ernährung, Versorgung und gesundheitliche Verhältnisse

Ein Großteil des Familienbudgets mußte für die Ernährung ausgegeben werden, dennoch waren die verfügbaren – und vor allem leistbaren – Nahrungsmittel qualitativ oft minderwertig. Aus Kostengründen griffen unterprivilegierte Bevölkerungsschichten oft zu billiger, unzureichender und qualitativ schlechter Nahrung. Bezogen wurden die Lebensmittel meist täglich über die städtischen Märkte und Geschäfte, eine Eigenversorgung durch den Anbau von Gemüse war für die Arbeiter aufgrund der fehlenden Gärten im Wiener Stadtgebiet nicht möglich. Das „Anschreibenlassen“, also Schuldenmachen in den Geschäften, stand somit für viele Arbeiter an der Tagesordnung. Mit der Gründung des „Ersten Wiener Arbeiterkonsumvereins“ im Jahre 1901 weiteten sich die täglichen Einkaufsmöglichkeiten für finanziell schwache Schichten aus, nachhaltig verbessern sollte sich die Ernährungs- und Versorgungssituation für die Mehrheit der Wiener Arbeiterfamilien aber erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges.¹³⁴

¹³² Flemming, 137f. und vgl. Fidesser, 366

¹³³ vgl. Mesch, 281f.

¹³⁴ Sandgruber, Ökonomie und Politik, 259



Ein mit mehrsprachigen Schildern ausgestattetes Geschäftslokal des Wiener Konsumvereins „Vorwärts“ im Jahre 1908 – Abb. aus: *Augenzeugen. Das Bild der Arbeit*, Wien 1982, 145

Zudem fehlte oft eine entsprechende Zubereitung der erworbenen Nahrungsmittel. Gewöhnlich wurde, wenn überhaupt die Möglichkeit dazu bestand, im Haushalt nur eine warme Mahlzeit pro Tag gekocht. Sie bestand hauptsächlich aus fleischloser Kost, oft aus Suppen oder aus Kartoffeln und dick eingebranntem Gemüse wie etwa Kohl, Kohlsalat, Kraut, Rüben und Bohnen. Fleisch (zumeist vom Pferd) wurde in ärmeren Arbeiterfamilien selten, eher zum Wochenende, zubereitet und dann vorrangig dem Vater und den anderen werktätigen Familienmitgliedern zugeteilt. Bestand tagsüber keine Zeit der Zusammenkunft, blieben die Arbeiter während der Mittagspause in der Fabrik und nahmen dann das Abendessen als einziges gemeinsames Mal ein. Abseits der elementaren Nahrungsversorgung blieb wenig finanzieller Spielraum für die Konsumation von Genußmitteln, Naschereien waren nur selten leistbar, dennoch stieg schon um 1900 der Zuckerverbrauch gerade in der Arbeiterschaft signifikant an.¹³⁵

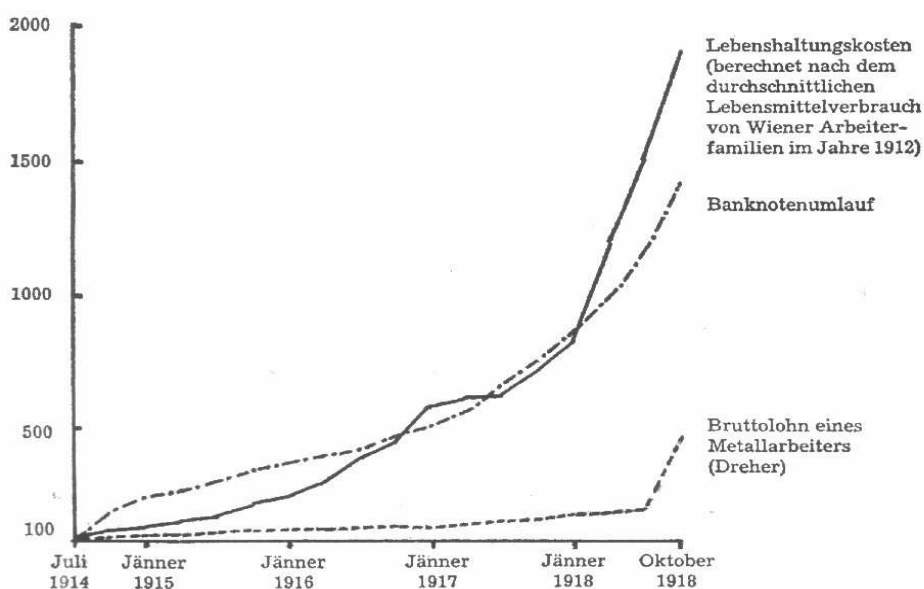
Es waren sehr unterschiedliche Ernährungsweisen anzutreffen, manche Arbeiter aßen regelmäßig in Volksküchen, andere blieben aber – trotz der Arbeitsbelastung – zeitweilig

¹³⁵ Erhard Hetrich, „Kartoffeln in der Früh, des Mittags in der Brüh’...“. Arbeiternahrung, in: *Ruppert, Die Arbeiter*, 168; Wegs, 64f.; Roman Sandgruber, Einkommensentwicklung und Konsumverhalten der Arbeiter im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Rudolf Kropf (Hg.), *Arbeit / Mensch / Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft*. Band 2, Wien 1987, 218f.; Sieder, *Sozialgeschichte*, 192-194 und Fidesser, 380f

auch ohne warme Mahlzeit tagsüber. Oftmalige Ersatzhandlung bildete der Genuß von Kaffee, was tendenziell bei Einkommensschwächeren anzutreffen war.¹³⁶

Eine Wiener Arbeiterinnen-Enquete aus dem Jahre 1896 berichtet vom übermäßigen Kaffeekonsum weiblicher Arbeiterinnen: „*Sie gehen in der Früh in die Sechs-Kreuzer-Kaffehäuser, und mittags auch und abends nehmen sie zu Hause wieder Kaffee ... Die meisten leben von Kaffee und Brot...*“. Eine der Arbeiterinnen begründete diese Ernährungsweise folgendermaßen: „*Ein Ei kostet ja 3 kr [Kreuzer], und alle Tage kann man nicht Eier essen. Zum Kaffee ißt man ein Stück Brot, und für den Moment ist man mehr gesättigt als mit zwei Eiern.*“¹³⁷ Die Folgen einer derart unzureichenden Ernährung manifestierten sich bei schwerer Fabrikarbeit vor allem im Wachstumsprozeß, zu den auftretenden Entwicklungsrückständen kam außerdem eine erhöhte Anfälligkeit für Krankheiten, was wiederum die Existenzrisiken eines Arbeiters vergrößerte.¹³⁸

Schon kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verschlechterten sich die Lebensbedingungen für die Mehrheit der Arbeiterschaft entscheidend. Zur generell schwierigen ökonomischen Situation während des Krieges, wie der Schließung zahlreicher Industriebetriebe und der sich ausweitenden Versorgungsproblematik, kam die



Kriegsinflation, welche die Lebenshaltungskosten während des ersten Kriegsjahres um 70 Prozent steigen ließ, um sich jedes weitere Jahr annähernd zu verdoppeln.¹³⁹

Grafik: Löhne, Lebenshaltungskosten und Banknotenumlauf im Ersten Weltkrieg (Juni / Juli 1914 = 100) – entnommen aus: Hautmann / Kropf, 114

¹³⁶ Fidesser, 384f. und Sandgruber, Einkommensentwicklung, 218

¹³⁷ zitiert nach: Sandgruber, Einkommensentwicklung, 218

¹³⁸ Fidesser, 385

¹³⁹ Sandgruber, Ökonomie und Politik, 329f.

Der vom Staat für die Familien eingezogener Männer vorgesehene Unterhaltsbeitrag ermöglichte es nur während der ersten Zeit des Krieges, den Verdienstaufschlag zu kompensieren, die Teuerung nach dem ersten Kriegsjahr ließ die Zahlungen trotz Erhöhungen immer unzureichender werden. In Wien betrug die Unterstützung maximal 1,32 Kronen täglich pro Familienmitglied, Kinder unter acht Jahren erhielten die Hälfte – uneheliche Kinder waren in einer schwierigeren Situation, sie erhielten eine zumeist nur geringe Zuwendung.¹⁴⁰

Da die Wirtschaft nicht auf einen länger andauernden Krieg eingestellt war, begann die Nahrungsmittel- und Konsumgüterproduktion schon in der Anfangszeit des Krieges massiv abzusinken. Bald stellte sich ein Mangel an Grundnahrungsmitteln ein, der abrupte Teuerungsschübe in den Geschäften und eine Einkaufspanik unter der Bevölkerung bedingte, der gesetzlich festgesetzte Höchstpreis für Lebensmittel wurde bald zum Mindestpreis. Von Seiten des Staates begegnete man der Versorgungskrise durch die Etablierung eines Bezugskartensystems, das für Brot ab Februar 1915 galt, auch begann man mit der Streckung einzelner Nahrungsmittel. Die Bevölkerung litt jedoch weiterhin – die Streckungen der Lebensmittel bedeuteten gleichzeitig eine Qualitätsminderung, angebotene „Ersatzprodukte“ waren unzureichend und minderwertig, zudem wurden in den öffentlichen Ausgabestellen oft verdorbene Waren verkauft.¹⁴¹

Das System der Lebensmittelkarten bedeutete eine signifikante Verminderung der zugeteilten Rationen, sie blieben besonders bei Tätigkeiten mit schwerer körperlicher Belastung unzureichend und machten zusätzliche Unterstützung durch die Familie oder andere Versorgungsmechanismen nötig.¹⁴² Eine Möglichkeit bot die öffentliche Auspeisung: Wohlhabendere Bürger richteten „Freitische“ ein, auch unterstützten Arbeiterhaushalte in Nachbarschaftshilfe andere bedürftige Familien. Von Seiten der sozialdemokratischen Partei wurden ebenso wie von öffentlicher Hand Auspeisungsstellen geschaffen, die schon im September 1914 täglich 10.000 Wiener in Anspruch nahmen. Diese Arbeiterkantinen und „Kriegsküchen“, die jedoch nur in größeren Industriegebieten existierten, versorgten im Juni 1916 täglich ungefähr 54.000 Menschen, bis zum Kriegsende wuchs die Zahl der Versorgten

¹⁴⁰ Augeneder, 24f.

¹⁴¹ Hans *Hautmann*, Hunger ist ein schlechter Koch. Die Ernährungslage der österreichischen Arbeiter im Ersten Weltkrieg, in: *Botz / Hautmann*, 664-668; Hans *Hautmann*, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918-1924, Wien / Zürich 1987, 37-39 und Augeneder, 135-138

¹⁴² *Hautmann*, Rätebewegung, 47f.

auf 15-20% der Wiener Bevölkerung an. Die Unterschiede zwischen den Ausspeisungsstellen hinsichtlich Preis und Qualität waren groß, vor allem die kostenpflichtigen Küchen erfreuten sich größeren Zulaufs als die kostenlosen, welche von der Mehrzahl der Arbeiter wohl als *ultima ratio*, als abgrenzenswerte und möglichst vermeidbare Armenausspeisung gesehen wurden.¹⁴³

Der „Hungerwinter“ des Jahres 1916 bildete eine erste tief spürbare Zäsur in der Versorgungslage, die sich ab Beginn des Jahres 1917 weiter zuspitzte. Nun kam es in beinahe allen Bereichen zu Engpässen, wovon die Arbeiterschaft in besonderem Maße betroffen war, sie stand im europäischen Vergleich an der Spitze der Verelendung. Empirisch nachgewiesen ist der Zusammenhang zwischen kriegsbedingter Mangelernährung und der Verschlechterung des allgemeinen Gesundheitszustandes der Bevölkerung, was besonders Heranwachsende unterer sozialer Schichten betraf. Die „typische“ Proletarierkrankheit Tuberkulose verbreitete sich unter diesen Bedingungen ungewohnt rasch, ab 1917 traten in Großstädten wie Wien verstärkt die Infektionskrankheiten Ruhr und Grippe auf.¹⁴⁴

Trotz der Festsetzung eines Höchstpreises durch die Regierung hatten sich die wichtigsten Nahrungsmittel, wie etwa Fleisch, Fett, Milch oder Eier, enorm verteuert und waren – infolge des stetigen Mangels – kaum noch außerhalb des Schleichhandels zu beziehen. Bis zum Oktober 1918 waren die Lebenshaltungskosten im Vergleich zum Vorkriegsniveau um 1.200 bis 1.600 Prozent gestiegen und hoben das Existenzminimum eines Fabrikarbeiters teilweise weit über dessen Verdienstmöglichkeiten.¹⁴⁵ Als Beispiel für die Preisentwicklung während der Kriegsjahre kann Mehl herangezogen werden: 1 kg kostete im Jahre 1914 0,44 Kronen und 1918 offiziell – wenn auch selten so erhältlich – 2,76 Kronen, im Schleichhandel hingegen bis zu 30 Kronen, ähnlich verlief die Preisgestaltung bei Würfelzucker oder Kartoffeln. Diese katastrophalen Entwicklungen in der Versorgung und die immer deutlicher zutage tretende Unterschiedlichkeit der Lebensbedingungen innerhalb der einzelnen Bevölkerungsschichten bedingten wesentlich das Ausbrechen der Protestwellen und Streikbewegungen ab dem Frühjahr 1917.¹⁴⁶

¹⁴³ Augeneder, 22f. und 141-147

¹⁴⁴ Hautmann, Rätebewegung, 45f. u. 56f.; ders., Hunger ist ein schlechter Koch, 662

¹⁴⁵ Hautmann / Kropf, 113f.

3.4.2 Wohnsituation

Da das Wohnen beim Arbeitgeber im industriellen Bereich unüblich war, blieben jugendliche Fabrikarbeiter zumeist an den familiären Haushalt gebunden und wohnten bis zur Gründung einer eigenen Familie bei den Eltern. Für Jugendliche, die innerhalb eines Familienverbandes lebten, stellte die Wohnung sicherlich einen zentralen Bestandteil ihres Alltag(er)lebens dar, bot Rückzugssphären und Freiräume ebenso, wie einen Ort der Zusammenkunft und Gemeinschaft. Durch Größe und Qualität oder auch durch den Mangel an beidem bestimmte die vorgefundene Wohnsituation wesentlich das Familienleben und die Prägung der heranwachsenden Arbeiter.¹⁴⁷

Die in der späten Habsburgermonarchie anzutreffenden Wohnverhältnisse sind für die Mehrheit der Arbeiterschaft als überaus problematisch einzustufen, im Falle der Stadt Wien von einer proletarischen „Massenerscheinung Wohnungsnot und Obdachlosigkeit“¹⁴⁸ zu sprechen, erscheint durchaus angebracht. Als typische Wohnform des städtischen Arbeiters fungierte – mangels Alternativen – eine wenig geräumige und meistens überbezahlte Wohnung, deren Miete oft einen Großteil des ohnehin knapp kalkulierten Familienbudgets beanspruchte. Wurde dieses durch Krankheit, Unfall oder sonstige Ereignisse – die den Verlust einer (oder sogar der einzigen) Erwerbsquelle bedingten – schlagartig reduziert, war ein nachfolgender Wohnungsverlust durch Delogierung nur schwer abwendbar. Ganze Familien mußten daraufhin in Massenquartiere ausweichen, was zumeist sozialen Abstieg und die völlige Verwahrlosung zur Folge hatte. Gute Wohnverhältnisse waren in der Zeit um die Jahrhundertwende nur für einen kleinen Teil der Unterschichten möglich, trotz einer einsetzenden leichten Reduktion der Bettgeher und Untermieter gelang keine entscheidende Trendwendung im Bereich des Wohnungswesens. Auch stiegen die Mieten für Kleinwohnungen weiter an, und so blieb die Wohnsituation vor der Ersten Republik für weite Teile der Gesellschaft prekär.¹⁴⁹

Für Unterschichten und damit für die Mehrheit der Arbeiterschaft typisch war eine Zimmer-Küche-Wohnung oder eine – nur wenig größere Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung – im gründerzeitlichen „Bassenahaus“. Besonderheit war die gemeinsame Wasserentnahme der Wohnparteien über die Bassena, welche sich entweder im Hof oder auf den Gängen befand. Sie wurde dadurch zum sozialen Mittelpunkt des Hauses, diente als Treffpunkt und

¹⁴⁶ Hautmann, Hunger ist ein schlechter Koch, 672 und 678f.

¹⁴⁷ Ehmer, Vaterlandslose Gesellen, 126 und Rosenbaum, Proletarische Familien, 165

¹⁴⁸ zitiert – Melinz / Zimmermann, 140

Kontaktfläche, gab aber auch – wie die gemeinsam genutzten Toiletten – oftmaligen Anlaß für Konflikte. Schon von Zeitgenossen wurde die überaus schlechte Qualität dieser Arbeiterwohnungen dokumentiert und kritisiert: Viele Kleinwohnungen wiesen schwere bauliche Mängel auf und waren zum Teil nicht beheiz- oder belüftbar, generell mangelte es an Tageslicht, wovon Kellerwohnungen besonders betroffen waren. Trotz der unzureichenden Wohnsituation mußten gerade diese relativ günstigen Kellerwohnungen, die in der Stadt Wien etwa 5,1% der Arbeiterwohnungen ausmachten, immer wieder von Arbeiterfamilien genutzt werden.¹⁵⁰

Tabelle: Wohnungen und Mieten in Wien (innere Stadt und Vorstädte) 1890-1910

	Einwohner in 1000	Wohnungen in 1 000	Bevölkerung pro Wohnung	Miete pro Wohnung und Jahr in Gulden	Miete pro Kopf und Jahr in Gulden	eigene Wohnung / Haus in Prozent	beim Arbeitgeber wohnend	Untermiete Bettgeher in Prozent
1890	805,3	182,9	4,4	359,2	81,3	72	11	14
1900	983,1	221,3	4,4	368,7	85,6	-	-	-
1910	1 093,3	252,8	4,3	435,2	102,2	82	6	9

(Quelle: Sandgruber, Ökonomie und Politik, 268)

Oft befand man sich als Arbeiter in einer gesundheitsgefährdenden Wohnsituation¹⁵¹: mangels wohnungseigenem Wasseranschluß wurden Hausarbeit und Körperpflege erschwert, was zusammen mit der Enge des Wohnraumes unhygienische Verhältnisse begünstigte und Ungeziefer zu einem ständigen Begleitfaktor des Arbeiterwohnens werden ließen. Empirisch nachgewiesen – etwa für den Bezirk Floridsdorf – ist der Zusammenhang zwischen unzureichender Wohnsituation und einer erhöhten Sterblichkeitsrate in den Arbeiterbezirken. Zusätzlich verschärft wurde die Situation durch eine stete Überbelegung der Räume, so hatte etwa die Volkszähler des Jahres 1890 in einem Viertel aller Zimmer-Küche-Wohnungen des Arbeiterbezirkes Ottakring (die stadttüblich zu 80% maximal 30 m² aufwiesen!) mehr als 6 Personen vorgefunden. Noch häufiger traf man auf derartige Zustände in den Bezirken Favoriten, Simmering und Leopoldstadt, im proletarischen Untermeidling waren sogar 36% der Zimmer-Küche-Wohnungen mit mehr als 6 Personen belegt.¹⁵² Reinhard Sieder interviewte im Rahmen eines Oral History Projektes 30 Personen, die, zwischen den Jahren 1898 und 1911 geboren, in Wiener Arbeiterhaushalten aufgewachsen waren. Die Resultate

¹⁴⁹ John, Hausherrenmacht, 11 und 79

¹⁵⁰ ebd., 11; Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 72f. und Fidesser, 409

¹⁵¹ vgl. die Aussagen Ottokar Merinskys in: John, Hausherrenmacht, 167

¹⁵² Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 50; John, Michael *John*, Von der Bassena zur Wohnmaschine.

Arbeiterwohnen in den letzten hundert Jahren – Skizzen und Blitzlichter, in: *Kropf*, Arbeit / Mensch / Maschine, 195 und Fidesser, 407, 414

seines Samples zeichnen ein vergleichbares Bild: zumeist war die Wohnform Zimmer-Küche vorherrschend, mit einer niedrigsten Haushaltsgröße von 4 Personen, die – zumindest zeitweilig – auf bis zu 11 oder 12 Personen anwachsen konnte.¹⁵³ Wie eng der Platz auch unter gelernten Arbeitern war, zeigt das Beispiel der relativ gutgestellten Arbeiterfamilien in den „Wirtschaftsrechnungen“, hier mußten sich immerhin 58% der erfaßten Inwohner das Bett mit anderen teilen, durchschnittlich bewohnten 5,25 Menschen eine Wohnung.¹⁵⁴

Einen eigenen abgegrenzten Wohnraum zu erhalten, war für Jugendliche, die in derartigen Verhältnissen aufwuchsen, wohl unmöglich. Zusätzlich sahen sich die Heranwachsenden nicht nur ständig mit den eigenen Familienmitgliedern unmittelbar konfrontiert, sondern auch oft mit familienfremden Personen, wie etwa Bettgebern und Untermietern. Generell war ein nur wenig abgeschirmtes Wohnen möglich, das Fehlen von Individualsphäre und Freiräumen eklatant, was naturgemäß leicht in Konflikte münden konnte. Der grundlegende Mangel an Privatsphäre, den das Zusammenleben der Arbeiterfamilie auf engem Raum implizierte, ist von Jugendlichen sicherlich als schwerwiegendes Defizit empfunden worden, gleichzeitig sind aber auch weitgehend positive Assoziationen rekonstruierbar, die die räumliche Nähe als emotionale Erfahrung interpretierten. Um dem zwanghaften Zusammenleben zumindest zeitweise zu entgehen und fehlende Freiräume zu kompensieren, tendierte die Arbeiterschaft dazu, ihren Lebensbereich nach draußen, also auf den Gang, den Hof, die Gasse oder auch das Wirtshaus auszuweiten. Abschließung gegenüber dem alltäglichen Umfeld wurde kaum praktiziert, was sich auch in den meistens offenstehenden Wohnungstüren des Bassenhauses manifestierte, die die Wohnküche als Zentrum des täglichen Familienlebens nach außen hin öffneten.¹⁵⁵

Generell ist die Stabilität der proletarischen Wohnverhältnisse als gering einzustufen, durch berufliche Veränderungen oder ökonomische Krisen, die es unmöglich machten, den Mietzins zu begleichen, sah man sich häufig dazu genötigt, die Wohnung zu wechseln. Im Regelfall zog ein Wechsel der Arbeitsstelle, da keine leistbaren Massenverkehrsmittel für Arbeiter existierten, zwangsläufig einen Wohnungswechsel nach sich. Unzufriedenheit lieferte ebenso einen Umzugsgrund wie das Ausfindigmachen einer für die finanzielle Situation der

¹⁵³ vgl. Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 41-43; zudem: Michael John, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs (Materialien zur Arbeiterbewegung 32), Wien 1984, 123-125

¹⁵⁴ Peter Feldbauer / Wolfgang Hösl, Die Wohnverhältnisse der Wiener Unterschichten und die Anfänge des genossenschaftlichen Wohn- und Siedlungswesens, in: Botz / Hautmann, 686; zum Wohnungsbelag vgl. Historischer Atlas von Wien, 2.4.4

¹⁵⁵ John, Von der Bassenä zur Wohnmaschine, 195; Rosenbaum, Proletarische Familien, 173 und 183

Arbeiterfamilie „passenderen“ Wohnung. „Wir hatten wieder einmal die Wohnung gewechselt, vielleicht das zwanzigstmal seit meinem Austritt aus der Schule“, berichtet Alfons Petzold. Hauptgrund hierfür wäre der um „zwei ganze Kronen“¹⁵⁶ geringere Zins gewesen. Zudem bestand offensichtlich ein Zusammenhang zwischen der Wohnungsgröße und der Kündigungshäufigkeit – kleine Wohnungen, die im Regelfall aufgrund der großen Nachfrage am „Unterschichtenwohnungsmarkt“ relativ leicht weitervermietbar waren, wechselten ihre Bewohner oft mehrmals im Jahr. Daß eine prinzipiell „unstete“ Lebensweise der Proletarier existierte, wie von bürgerlicher Seite gemutmaßt wurde, ist zweifelhaft, die Umzugshäufigkeit der Arbeiter muß eher im Hinblick auf Wohnungsangebot und konkrete Lebenssituation gedeutet werden.¹⁵⁷



Ein in den Arbeiterbezirken Wiens häufig anzutreffendes Szenario – die Delogierung einer Familie, Photo um 1900 – Abb. aus: John, *Von der Bassena zur Wohnmaschine*, 193

Mehrheitlich tendierten die Wiener Arbeiter dazu, trotz Wohnungswechsel im eigenen Bezirk zu verbleiben und das unmittelbare Milieu nicht zu verlassen. Dennoch zogen die häufigen Umzüge einen oftmaligen Wechsel des Umfeldes und – vor allem für die Kinder und Jugendlichen – der Bezugspersonen nach sich, hemmte damit die Entstehung länger andauernder nachbarschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehungen. Daß dies jedoch zur

¹⁵⁶ zitiert – Petzold, 302

Isolation Neuzugezogener führte, ist eher als Einzelfall zu werten. Gerade für Gegenden, in denen sich die Bewohnerschaft regelmäßig veränderte, ständig neue Mieter zuzogen und abwanderten, sind rege Nachbarschafts- und Solidarbeziehungen belegt, die wohl von einer gemeinsam erfahrenen Arbeits- und Alltagssituation begünstigt wurden. Man half sich gegenseitig „unter Nachbarn“, etwa mit dem Verborgenen von Kleinigkeiten oder mit der gemeinsamen Betreuung der Heranwachsenden. Sicherlich blieben nachbarschaftliche Konflikte nicht aus, viele Quellen berichten aber von guten Beziehungen und sogar regelmäßigen gemeinsamen Festen. Eher wenige und tendenziell schlechte Beziehungen existierten in gemischt bürgerlich-proletarischen Vierteln beziehungsweise Wohnhäusern.¹⁵⁸

Aber auch niedrige Qualität und geringe Größe einer Wohnung mußten nicht zwangsläufig in einer niedrigen Miete resultieren. Da gerade die Klein- und Kleinstwohnungen relativ stark nachgefragt und leicht vermietbar waren, erreichte der frei festsetzbare Mietzins eine oft in keinem Vergleich zur vorgefundenen Wohnsituation stehende Höhe. 1884 mußten 20 bis 25% des zur Verfügung stehenden Einkommens für die Miete veranschlagt werden, um das Jahr 1910 war immer noch ein ähnliches Bild anzutreffen. Da es zwischen 1891 und 1914 auf dem Wohnungssektor kaum zu Neubauten gekommen war, blieb die Kleinwohnung vor allem in Arbeiterbezirken begehrt, dementsprechend erhöhten die Hausbesitzer auch die Mieten. Michael John bezeichnet das Zinswesen in diesem Zusammenhang sogar als „privatkapitalistisch“ orientierte Wirtschaftsform.¹⁵⁹ Bis 1917 fehlte der gesetzliche Mieterschutz fast völlig, so war man der Willkür des Vermieters relativ schutzlos ausgeliefert, der ohne Angabe von Gründen einen Mietvertrag kündigen und die Benutzer dazu nötigen konnte, die Wohnung innerhalb von 8 bis 14 Tagen zu räumen. Während der Anfangsphase des Ersten Weltkrieges steigerte sich die Wohnungsnachfrage signifikant und zog eine weitere Welle von Mieterhöhungen und folgenden Kündigungen nach sich. Mit dem weiteren Verlaufe des Krieges ist allerdings ein generelles Absinken der Kündigungen festzustellen, was wohl einerseits auf die Mietzinsunterstützung für die Familien eingezogener Männer durch den Staat, andererseits auf gesetzliche Maßnahmen, die die Kündigungen von Vermieterseite erschweren sollten, zurückzuführen ist. Am 26. Jänner 1917 erfolgte mit der Mieterschutzverordnung, die zunächst als Provisorium bis Ende 1918 befristet war und erst

¹⁵⁷ John, *Hausherrenmacht*, 9f.; Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 166f.; Meißl, *Im Spannungsfeld*, 150f. und Sandgruber, *Ökonomie und Politik*, 302; vgl. die Aussagen Jochmanns in: Sporrer / Steiner, 12

¹⁵⁸ John, *Hausherrenmacht*, 69-77, 119 Wegs, 46-50; Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 72f. u. 77f. und Ritter/Tenfelde, 644

¹⁵⁹ vgl. John, *Hausherrenmacht*, 13 und Feldbauer / Hösl, 685f.

im Oktober 1918 einen endgültigen Status erhalten sollte, schließlich die gesetzliche Festsetzung von Kündigungsverböten und ein Stopp der Mietzinserh6hungen.¹⁶⁰

Die hohen Wohnungspreise machten eine Belegung der Wohnung (zumeist des Kabinetts) durch zahlende, familienfremde Personen f6ur die Arbeiterfamilie oft unumg6anglich, Untervermietung und das weniger „respektable“ Bettgeherwesen wurden – sofern es vom Vermieter gestattet worden war – zum notwendigen Bestandteil des Haushaltsbudgets. Somit kann die Vermietung von Schlafgelegenheiten an Bettgeher durchaus als L6osungsversuch „von unten“ gewertet werden, um Mietzins und Lebenserfordernisse bestreiten zu k6onnen. Oft wurden verwandtschaftliche Beziehungen oder sonstige „Referenzen“ des Bettgehers (beziehungsweise des Untermieters) verlangt, zu einer Integration in die Familie kam es im Regelfall jedoch nicht. Eine besonders hohe Weitervermietungsrate ist unter den Wiener Minderheiten wie etwa bei Tschechen oder Juden festzustellen, Haushalte gelernter Arbeiter umfaßten hingegen w6ahrend der zweiten H6alfte des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts generell weniger Untermieter und Bettgeher, sie waren 6ofter auf die Kernfamilie reduziert, was gleichzeitig eine Intimisierung des Familienlebens erm6oglichte. Zu einem generellen R6uckgang des Untermiet- und Bettgeherwesens kam es erst ab dem Jahre 1917, auch beg6unstigte die Abwanderung nach dem Ersten Weltkrieg die weitere Entwicklung. Nun waren Untermieter vorrangig in gr6oßeren Wohnungen anzutreffen, das Ph6anomen der Bettgeher war weitgehend verschwunden.¹⁶¹

Von den Wunschvorstellungen der Arbeiterbewegung blieb die reale Situation weit entfernt. Die Modelle der sozialdemokratischen Theoretiker orientierten sich stark an b6urgerlichen Vorbildern, kritisierten ebenso die Anwesenheit von Bettgehern die sie f6ur die „Zerst6orung“ der proletarischen Familie verantwortlich machten und 6ubersahen dabei die grundlegende Notwendigkeit der Aufnahme familienfremder Personen in den Arbeiterhaushalt.¹⁶² Die Sicht von „oben“ (beziehungsweise „außen“) war meistens von Unverst6andnis gepr6agt, wie nicht nur der Bericht des Universit6atsprofessors Eugen von Philippovich zeigt. Dieser wurde im Jahre 1894 mit der Untersuchung von 101 Wiener Unterschichtwohnungen in den Bezirken Ottakring, Meidling, Leopoldstadt und Favoriten betraut und folgerte aus der vorgefundenen Wohnsituation:

¹⁶⁰ John, Hausherrenmacht, 17; Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 77f. und Hautmann, R6atebewegung, 81f.

¹⁶¹ Bolognese-Leuchtenm6uller, Sozialgeschichte, 267; Rosenbaum, Proletarische Familien, 169f.; John, Hausherrenmacht, 87f. u. 91-96; Ehmer, Vaterlandslose Gesellen, 127f. und vgl. Historischer Atlas von Wien, 3.7.3/1 u. 3.7.3/2

¹⁶² Sieder, Sozialgeschichte, 183f.

„Diese Wohnungen bieten keine Behaglichkeit und keine Erquickung, sie haben keinen Reiz für den von der Arbeit Abgemühten. Wer in sie hinabgesunken oder hineingeboren wurde, muß körperlich und geistig verkümmern und verwelken oder verwildern.“¹⁶³

Trotz der zeitweise relativ stereotyp anmutenden Interpretationsmuster gewähren die publizierten Ergebnisse einen relativ frühen Einblick in die Wohnverhältnisse ökonomisch schlechter gestellter Bevölkerungsschichten. Im Regelfall sah sich Philippovich mit Wohnungen konfrontiert, die lediglich aus einem Bestandteil oder aus der Kombination Zimmer-Küche bestanden, drei Wohnungsbestandteile bildeten den Ausnahmefall. Zudem waren die Kleinwohnungen aufgrund der hohen Mieten hoffnungslos überfüllt, mehr als 20% der Zimmer-Küche-Wohnungen waren von mindestens 6 Personen belegt.¹⁶⁴ Nur wenige Wohnungen entsprachen den Minimalforderungen der Gesellschaft der Ärzte in Wien und des Arbeiterwohnungsgesetzes aus dem Jahr 1892:

„...weitaus die meisten der von uns besichtigten Wohnungen waren nicht eigentlich Armen-, sondern Arbeiterwohnungen, bewohnt von arbeitsfähigen, arbeitswilligen und auch wirklich arbeitenden Menschen. Ihre dürftigen Wohnstätten weisen überall die gleichen Züge auf: Züge des Mangels und der Entbehrung.[...] Die Wohnung ist nur die Schutzdecke vor den Unbilden der Witterung, ein Nachtlager, das bei der Enge, in der sich die Menschen drängen, bei dem Mangel an Ruhe, an Luft, an Reinlichkeit nur dem erschöpftesten Körper zur Ruhestätte werden kann.“¹⁶⁵

Die Einrichtung der Arbeiterwohnung war generell eher karg, daß Eugen von Philippovich prototypische Verhältnisse des zeitgenössischen Arbeiterwohnens schildert, bleibt aber fraglich:

„Man kann Wohnung für Wohnung abschreiten, ohne mehr zu erblicken als die notdürftigsten Einrichtungsgegenstände und das geringstmögliche Maß von Kleidungsstücken. Von der Fülle der Produktion auf allen Gebieten des Hausrats dringt nichts in diese Schichten der Bevölkerung. Sie haben nur im Gebrauch, was zum Leben unentbehrlich ist, und das nicht immer in ausreichendem Maße. Keine Spur eines Schmuckes, einer Zierde, eines Gegenstandes, der nur der Freude und dem Behagen dienen soll.“¹⁶⁶

Vielfach sind Versuche anzutreffen, das eigene Heim im Rahmen des ökonomisch Machbaren und Sinnvollen (etwa durch einfache Bilder oder Stickereien) auszugestalten, besser situierte Arbeiter orientierten sich hier durchwegs an (klein)bürgerlichen Vorbildern. Die Möblierung war weitgehend zweckmäßig gehalten: meistens billig und funktional sollte sie vor allem die

¹⁶³ Eugen von Philippovich in *Wiener Wohnungsverhältnisse* (1894), zitiert nach: Dieter Langewiesche, *Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestreben und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der ersten Republik* (Industrielle Welt 29), Stuttgart 1980, 39f.

¹⁶⁴ John, *Hausherrenmacht*, 5

¹⁶⁵ Eugen von Philippovich in *Wiener Wohnungsverhältnisse* (1894), zitiert nach: Langewiesche, 39f.

¹⁶⁶ Eugen von Philippovich in *Wiener Wohnungsverhältnisse* (1894), zitiert nach: ebd., 39f.

häufigen Umzüge unbeschadet überstehen und im Verlustfalle keinen Vermögenswert darstellen.¹⁶⁷

Für breite Teile der Gesellschaft war eine entscheidende Besserung der Wohnverhältnisse vor dem Ende des Ersten Weltkrieges nicht in Sicht, die Arbeiterwohnungsgesetze von 1892 und 1902 blieben ohne entscheidende Folgewirkung, auch war der kommunale Arbeiterwohnbau unterentwickelt und beschränkte sich auf einzelne Prestigeprojekte, wie etwa die „Kaiser Franz Josefs Jubiläums Stiftung für Volkswohnungen“. Ab dem Jahre 1899 wurden im 16. Bezirk „Jubiläumshäuser“ mit 482 Wohnungen errichtet, die über einen relativ guten Standard verfügten, aber vergleichsweise teuer und somit unerschwinglich für „normale“ Arbeiterfamilien blieben.¹⁶⁸

Die Mieterdemonstrationen des Septembers 1911, die primär in den Arbeitervierteln der Stadt ausgebrochen waren, ließen die sich in den Jahren 1910 und 1911 zuspitzende Wohnungsnot der ärmeren Schichten offensichtlich werden. Nach der Abhaltung einer von der sozialdemokratischen Partei am 17. September 1911 initiierten Teuerungskundgebung, die einen thematischen Schwerpunkt auf die Wohnungsfrage gelegt hatte, war es zum Ausbruch der Proteste gekommen, die vereinzelt zu Ausschreitungen eskalierten, bei denen sogar mehrere Menschen den Tod fanden. In den darauffolgenden Tagen kam es in vielen Arbeiterbezirken zu wiederholten Unmutsäußerungen und Demonstrationen, die von den zeitgenössischen Berichterstattern als „Mieterkrawalle“ und „Mieterrevolutionen“ tituliert wurden. Als – relativ hilflose – Reaktion gründete die Gemeinde Wien eine „Gemeinnützige Gesellschaft für Notstandswohnungen in Wien, GmbH“, die sogleich den Bau von 250 „Notstandswohnungen“ anordnete. Dieses Projekt blieb jedoch eine Minimallösung und konnte mit seinem geringen Ausmaß die weitaus umfassendere Wohnungsproblematik der proletarischen Unterschichten nicht beseitigen. Vor allem während der letzten Jahre des Ersten Weltkrieges nahm – als es infolge des Absinkens der Reallöhne und einer verstärkten Zuwanderung nach Wien zu einem Wohnungsmangel und einer signifikanten Verschlechterung der allgemeinen Wohnungssituation gekommen war – die latente Wohnungsnot erneut krisenhafte Ausmaße an.¹⁶⁹

¹⁶⁷ John, Von der Bassena zur Wohnmaschine, 194 und Ritter/Tenfelde, 600-603

¹⁶⁸ John, Hausherrenmacht, 11f. und Feldbauer / Hösl, 693

¹⁶⁹ John, Hausherrenmacht, 17 u. 42f.; ders., Obdachlosigkeit, 188f. und Melinz / Zimmermann, 140f.

Erst das Ansteigen der Reallöhne und die Etablierung des sozialen Wohnbaues nach dem Ersten Weltkrieg schufen die Basis zur Verbesserung der proletarischen Wohnsituation und bewirkten eine Privatisierung der Arbeiterfamilie. Zunehmend wurde die Abschließung gegen familienfremde Mitbewohner wie etwa Bettgeher möglich, was gleichzeitig das Ende der „halboffenen“ Familienstruktur bedeutete und die Familisierung der Arbeiterjugendlichen förderte.¹⁷⁰ „Das zentrale Sozialisationsziel der Arbeitereltern und Sozialisationsprodukt der Lebensverhältnisse in den Arbeiterwohnungen“, so merkt Reinhard Sieder für die Zeit vor 1918 an, „konnte deshalb nur Anpassungsfähigkeit sein.“¹⁷¹



Die Apollogasse in Wien, Beispiel für Arbeiterwohnen nach 1900 – *Abb. aus: John, Wohnverhältnisse, 86*

3.5 Herkunft, Mobilität, Zuzug und Minderheiten

Wien war als Zentrum der Habsburgermonarchie unumstrittener Anziehungspunkt für Migranten, die vor allem aus den Kronländern zuwanderten und der Stadt vor der Jahrhundertwende einen gewaltigen Bevölkerungszuwachs bescherten. Die Zugewanderten stammten mehrheitlich aus den ländlichen Gebieten Böhmens und Mährens: nach amtlichen Statistiken waren um 1900 411.037 Menschen der Wiener Wohnbevölkerung dort geboren worden, zehn Jahre später betrug die Zahl schon 467.158. Aufgrund der fehlenden

¹⁷⁰ Sieder, Sozialgeschichte, 185 und Mitterauer, 101

¹⁷¹ zitiert – Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 56

Verdienstmöglichkeiten im agrarischen Sektor hatten die tschechischen Migranten ihre Heimatorte verlassen und wurden nun zumeist als minder qualifizierte Arbeiter in den städtischen Fabriken tätig, während zugewanderten Frauen und Mädchen eher zum häuslichen Dienst tendierten. Um die Jahrhundertwende war eine Mehrheit der Wiener Bevölkerung nicht in Wien geboren worden, neben der tschechischen war auch eine große jüdische Minorität anzutreffen, die im Jahre 1900 mit 146.926 und 1910 mit 175.318 Menschen beziffert wurde, somit kann die Stadt – entgegen zeitgenössischer Ansichten – durchaus als multikulturell bezeichnet werden.¹⁷²

Die regionale Herkunft jugendlicher Fabrikarbeiter umfassend zu rekonstruieren bleibt schwierig, spezifische Studien zum Wanderverhalten fehlen, und so ist man weitgehend auf Einzelbeispiele angewiesen: Julius Deutsch stellte etwa für die Siemens-Schuckert-Werke um 1910 fest, daß die Arbeiterschaft vor allem aus Wien und der „*österreichischen Provinz*“ (also aus dem ländlichen Milieu) stamme, nur eine Minderheit sei aus den Kronländern, hier vor allem aus Böhmen und Mähren zugewandert. Unqualifizierte Arbeiter wiesen öfter eine ländliche Herkunft auf; viele der Beschäftigten, so Deutsch, bildeten in dieser Zeit schon die zweite Generation der Zugewanderten.¹⁷³ Die nicht in Wien geborenen Fabrikarbeiterinnen aus dem Oral History Projekt Reinhard Sieders waren im Regelfall als Töchter mit ihren Familien in die Stadt gekommen, deren Mütter hatten zumeist als Dienstmädchen oder Fabrikarbeiterinnen Beschäftigung gefunden.¹⁷⁴

Beim Zuzug aus der Fremde fungierte die Verwandtschaft als erste „Anlaufstelle“, sie offerierte Hilfe für die Ankommenden, welche in Form von nicht materiellen oder finanziellen Dienstleistungen gewährt wurde, also etwa eine sofortige Unterkunft- und Verpflegungsmöglichkeit zur Verfügung stellte. Waren verwandtschaftliche Kontakte nicht vorhanden, wurde oft die Nähe zu ehemaligen Landsleuten gesucht, was zur Herausbildung kleinerer „inselartiger“ Milieus führte, wie etwa unter ungelerten tschechischen Arbeitern an der städtischen Peripherie.¹⁷⁵ Dennoch entstanden keine rein tschechischen Viertel, da sich die Migranten nicht vom Umfeld abschotteten und auch die mitmigrierten Kinder durch den Besuch deutschsprachiger Schulen integriert wurden. Das ethnische Milieu blieb mit seinen

¹⁷² John / Lichtblau, 18f. u. 91f.; Michael *John*, Organisationsformen der Wanderminoritäten: Österreich 1867-1925. Thesen und Überlegungen, in: Bruno *Grosso* / Christine *Schindler* (Hg.), Arbeiterbewegung und Migration (ITH-Tagungsberichte 31), Wien 1996, 105f.; Wegs, 16f. und Bruckmüller, 371f.

¹⁷³ Julius *Deutsch*, Die österreichischen Siemens-Schuckert-Werke in Wien. Eine Darstellung ihrer Betriebs- und Arbeitsverhältnisse, Leipzig 1910, 21-23

¹⁷⁴ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 44f.

informellen Kontakten und Kommunikationsstrukturen jedoch weitgehend bestehen, half bei Arbeits- und Unterkunftssuche, sorgte sogar für Verheiratungen im Milieu. Eine weitere Anlaufstelle bildete die sozialdemokratische Vereinsstruktur, die zudem eine wichtige Integrationsmöglichkeit für Zugewanderte bot.¹⁷⁶

Jugendliche waren als Ledige mobiler, eine eigenständige Migration jugendlicher Fabrikarbeiter ist aber fraglich, wenn, dann betraf dies eher männliche und qualifizierte Arbeiter, herrschte doch – besonders in der Großstadt – meistens ein Überangebot an unqualifizierten Arbeitern. Die proletarischen Jugendlichen wanderten im Regelfall im Rahmen des Familienverbandes beziehungsweise Haushaltes oder folgten den zuvor migrierten Eltern in die Stadt nach, zumindest für den deutschen Raum sind jedoch zahlreiche eigenständige Abwanderung von weiblichen Jugendlichen aus häuslichen Diensten in die Textilbranche belegt.¹⁷⁷ Der Fall eines 14jährigen tschechischen Jugendlichen, der ohne Deutschkenntnisse – von seiner Mutter lediglich mit Reisegeld und der Adresse von Wiener Verwandten ausgestattet – völlig allein in die Residenzstadt kam (woraufhin er „verwahrloste“ und nach dem Auffrüh durch die Behörden von der Kinderschutzgesellschaft versorgt wurde), ist wohl als Einzelfall zu werten.¹⁷⁸

Das Phänomen der innerstädtischen Mobilität habe ich bereits erläutert, die Spezifika der berufsbedingten Mobilität infolge von Arbeitsplatz- und Berufswechsel werden im später folgenden Kapitel „Arbeitssituation und Fabrikalltag“ berücksichtigt.

Einen nur wenig erforschten Aspekt aus dem Bereich der Mentalitätsgeschichte bildet das Verhalten der (jugendlichen) Arbeiterschaft gegenüber ethnischen Minderheiten. So trifft man auf die These der „Neigung des Arbeiters zu Pragmatismus im Umgang miteinander“¹⁷⁹, dieser sei durch die gewohnheitsmäßige und gleichbleibende Arbeitsroutine bestimmt. Ob sich dieser Pragmatismus nun ebenso auf den Umgang mit „Fremden“ ausweiten läßt, ist fraglich. Wieso sollte das Arbeiterselbstverständnis weniger ideologisiert und von

¹⁷⁵ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 45-47; Rosenbaum, Proletarische Familien, 146 und Historischer Atlas von Wien, 3.1.5/2

¹⁷⁶ John, Wanderminoritäten, 117-119 und John / Lichtblau, 144f. u. 170f.

¹⁷⁷ Mitterauer, 129; Marie Bernays, Das Berufsschicksal des modernen Industriearbeiters, aus: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXXVI (1912), in: Friedrich Fürstenberg (Hg.), Industriosozologie 1. Vorläufer und Frühzeit 1835 – 1934, Neuwied und Berlin 1966, 211 und Ritter/Tenfelde, 649

¹⁷⁸ vgl. Kinderschutzkongreß, 52f.

¹⁷⁹ zitiert – Ritter/Tenfelde, 808

zeittypischen Phänomenen wie dem Antisemitismus und dem um die Jahrhundertwende so vehement hervorbrechenden Nationalitätenkonflikt unberührt, unbeeinflusst bleiben?

In der Arbeiterbewegung war eine Zunahme nationaler Spannungen durch eigene national-separatistische Vereinsstrukturen jedenfalls nicht zu übersehen, schon während der späten 1890er Jahren beschwor die Arbeiterjugend die Einheit der Arbeiterbewegung:

*„Wir haben ein gemeinsames Ausbeutungsobject, wir haben ein gemeinsames Interesse dieser Ausbeutung energisch entgegenzutreten und dies ist nur durch eine starke Organisation möglich. Darum weg mit jedem Rassenhass aus unseren Reihen! Weg mit jedem Nationalitätenstreit!...“*¹⁸⁰

Als es 1910/11 zum Zerfall der supranationalen Arbeiterbewegung gekommen war und eigene nationale Parteistrukturen und Gewerkschaften etabliert wurden, verstärkte sich (wohl als Abwehrreaktion) der Nationalismus der österreichischen Sozialdemokratie, wiederholt brachen in der Folge Auseinandersetzungen zwischen „zentralistischen“ und „separatistischen“ Arbeitern hervor, die zum Teil sogar mit Gewalt ausgetragen wurden.¹⁸¹

Daß es zur Ausprägung eines spezifisch proletarischen Antisemitismus gekommen war, ist anzuzweifeln, wahrscheinlicher hingegen die Übernahme fremder politischer Konzeptionen oder auch tradierter Muster. Karl Kautsky warnte schon 1884 vor einer Beeinflussung der Arbeiter durch den aufkommenden politischen Antisemitismus:

*„Wir haben Mühe, unsere eigenen Leute zu hindern, daß sie nicht mit den Antisemiten fraternisieren. Die Antisemiten sind jetzt unsere gefährlichsten Gegner, weil sie oppositionell und demokratisch auftreten, also den Instinkten der Arbeiter entgegenkommen.“*¹⁸²

Im Regelfall beschränkte man sich darauf, die antisemitischen Tendenzen als kleinbürgerlich und reaktionär zu demaskieren, die den Zielen der Arbeiterbewegung ideologisch oppositionell gegenüberstehen würden. Das Auftreten der Sozialdemokratie gegen den Antisemitismus glich einer steten Gratwanderung – die Parteielite, teilweise selbst jüdischer Herkunft, war darauf bedacht, allzu starkes projüdisches Engagement zu vermeiden, um nicht als „judenfreundliche“ Partei stigmatisiert zu werden. So blieb die Abwehr ungenügend, die antisemitischen Hetzkampagnen gegen die ostjüdische Zuwanderung in Wien stiegen weiter an und verschärften sich, als die Zahl der jüdischer Flüchtlinge während des Ersten Weltkriegs anstieg, infolge der Versorgungsproblematik zunehmend.¹⁸³

¹⁸⁰ zitiert – Flugblatt *An die arbeitende Jugend* (1898) VGA Lade 6 / Mappe 6

¹⁸¹ John, Wanderminoritäten, 111-113 und vgl. Hans Mommsen, *Arbeiterbewegung und Nationale Frage* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 34) Göttingen 1979, 195f.

¹⁸² Kautsky in einem Brief an Friedrich Engels – zitiert nach: John Bunzl, *Arbeiterbewegung, „Judenfrage“ und Antisemitismus. Am Beispiel des Wiener Bezirks Leopoldstadt*, in: *Botz / Hautmann*, 758

¹⁸³ Bunzl, 744-747 u. 758f. und John / Lichtblau, 114

Die gelegentlich antisemitischen Äußerungen einiger Proponenten aus Arbeiterbewegung und Partei werden von John Bunzl als „Ausrutscher“ klassifiziert, trat doch einzig die Sozialdemokratie dezidiert gegen den zeitgenössischen Antisemitismus auf.¹⁸⁴ Dem kirchlich lancierten und agitierten Antijudaismus, für den gläubige Arbeiter besonders empfänglich waren, stand sie jedoch relativ machtlos gegenüber. Adelheid Popp etwa war – wie sie relativ offen zugibt – als Jugendliche von einem antisemitischen Flugblatt mit dem Titel *„Wie gelangt Israel zur Macht und Herrschaft über alle Völker der Erde?“*¹⁸⁵, das sich altbekannter antijudaistischer Vorurteile und Stereotype (wie etwa Ritualmordlegenden und „gezielter“ Schändungen christlicher Frauen und Mädchen durch jüdische Männer) bediente, nachhaltig beeindruckt worden. Antisemitische Untertöne innerhalb der Arbeiterbewegung sind aus einer Auseinandersetzung um eine Sachfrage belegt, als sich Robert Danneberg, der damalige Redaktionsleiter des „Jugendlichen Arbeiters“, 1907 in der sozialdemokratischen Buchdruckerzeitung mit persönlichen Angriffen – die auf dessen bürgerlich-jüdische Herkunft abzielten (wie etwa *„jüdischer Dreh“*, *„talmudistische Kniffligkeiten“* oder *„bürgerlicher Jüngel“*) – konfrontiert sah.¹⁸⁶ Ob „alle diese Angriffe“ tatsächlich „an der vorurteilsfreien Einstellung der sozialdemokratischen Jugend wirkungslos“¹⁸⁷ abprallten, bleibt zumindest fraglich.

Aufgrund ihrer Berufsstruktur – es waren nur relativ wenig Juden in der industriellen Arbeitswelt anzutreffen¹⁸⁸ – konnten jüdische Arbeiter kaum in die Arbeiterbewegung integriert werden, auch kam es nicht zu einer Ausprägung eigenständiger jüdischer Strukturen innerhalb der Wiener Arbeiterparteien. Somit blieben die Berührungspunkte zu jüdischem Leben selten, was die antisemitischen Tendenzen im proletarischen Milieu eher bestärkt haben dürfte, „alltägliche“ Stereotype gegenüber dem Fremden waren somit sicherlich auch unter der Arbeiterschaft (und damit ebenso unter Arbeiterjugendlichen) vorhanden.¹⁸⁹ Erst seine Bekanntschaft mit einem jüdischen Metaldreher hatte die Vorurteile des jungen Alfons Petzold schwinden lassen:

„Überhaupt konnte sich mein Antisemitismus auf die Dauer im Verkehr mit dieser Judenfamilie nicht behaupten. Diese Leute plagten sich von früh bis spät so wie ich und meine Mutter; [...] selbst in ihrem

¹⁸⁴ vgl. Bunzl, 761

¹⁸⁵ zitiert – Adelheid Popp, *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin* (zuerst München 1909), Wien 1960, 34

¹⁸⁶ Neugebauer, 47

¹⁸⁷ zitiert – ebd., 47

¹⁸⁸ vgl. John / Lichtblau, 45

¹⁸⁹ vgl. Petzold, 206f.

*Äußeren hatten sie wenig typisch Jüdisches, und die vielberüchtigte Mundsclauheit vermißte ich ganz an ihnen. Warum hätte ich sie meiden sollen?*¹⁹⁰

Da der Herkunft und somit der „Rasse“ im Arbeitermilieu eine relative Bedeutungslosigkeit zugewiesen wurde, hatte der Antisemitismus – dessen reaktionärer „Klassencharakter“ von der Arbeiterbewegung zudem immer wieder betont wurde – aber hier weit weniger Ansatzpunkte als in anderen sozialen Schichten.¹⁹¹

3.6 Sexualität

Eine Thematisierung der Arbeitersexualität ist in den hinterlassenen Erinnerungen kaum auszumachen, eigenständiges sexuelles Handeln wird ebenso verschwiegen wie erfahrene/eruldete Gewalt und Übergriffe im sexuellen Bereich – die erzählte Lebensgeschichte vermeidet meistens die Auseinandersetzung mit derart persönlichen und sensiblen Punkten.

Im Regelfall trifft man in der Arbeiterfamilie auf eine weitgehend tabuisierte Sexualität, vor den Kindern wurden elterliche Intimitäten weitgehend vermieden, somit sahen sich diese, im Gegensatz zur kontemporären Meinung, nur durch Zufall mit Erwachsenensexualität konfrontiert. Die Schlafordnung war streng nach Geschlechtern getrennt, auch unterließ man es, unbedeckt zu Bett zu gehen – nach ähnlichem Muster verlief die tägliche Körperpflege, der nackte Körper sollte dabei nicht gesehen werden. Rosenbaum spricht in diesem Zusammenhang von „ausgeprägte[n] Schambarrieren“, die sich wohl vor allem infolge der räumlichen Beengtheit innerhalb der Familien ausgebildet hatten.¹⁹² Die Ideale bürgerlicher und proletarischer Sexualmoral ähneln sich hier in erstaunlicher Weise, war doch eine unbefangene Einstellung zur Sexualität ebensowenig existent, auch blieben die Töchter oft unter relativ rigider Kontrolle, generell kann die Sexualmoral der Arbeiterschaft aber als pragmatischer eingestuft werden.¹⁹³

Die bourgeoise Sicht von der Untergrabung des Schamgefühls durch die Enge des Zusammenwohnens in der Arbeiterfamilie ist nicht haltbar, auch die These von einer frühen sexuellen Aufklärung der Arbeiterjugendlichen und einer dadurch bedingten „Frühreife“ –

¹⁹⁰ zitiert – Petzold, 280f.

¹⁹¹ Bunzl, 760f.

¹⁹² Rosenbaum, Proletarische Familien, 184f.

¹⁹³ ebd., 280; Wegs, 122-124; Sieder, Wiener Arbeiterschaft 191-193 und Lipp, 186f. u. 193

wie zahlreiche zeitgenössische Berichte zur „verwahrlosten Jugend“ suggerieren¹⁹⁴ – bleibt zweifelhaft. Eine frühe, unkontrollierte Sexualität war eher im subproletarischen Milieu anzutreffen.¹⁹⁵

Die Tabuisierung sexueller Thematiken bedingte eine sehr späte und nur unzureichende Aufklärung, oft wurden die heranwachsenden Arbeiterjugendlichen in relativer Unwissenheit über Sexualität belassen, Kinder mitunter sogar von der „biologischen Realität“ der Geburt ferngehalten. Somit war die Gefahr einer ungewollten Schwangerschaft und einer vielleicht daraus resultierenden Alleinerzieherrolle dementsprechend hoch. Häufig erfolgte die Aufklärung im außerfamiliären Bereich, etwa durch anzügliche Bemerkungen in der Schule, durch „Zoten“ von Freunden und Arbeitskollegen im Arbeits- oder Lebensumfeld.¹⁹⁶

Für jugendliche Arbeiter war sicherlich die Fabrik primärer „Ort sexueller Kommunikation und Kontakte“¹⁹⁷, wo die aus dem häuslichen Milieu weitgehend verbannte Sexualität artikuliert und kompensiert werden konnte. Der Umgangston war vielerorts – auch unter Arbeiterinnen – sexistisch geprägt und richtete sich oft gegen weibliche Jugendliche. Für Frauen und Mädchen blieb die Selbstbestimmtheit sexueller Kontakte eher Ausnahmefall, diese standen, vielmehr als die der männlichen Belegschaft, in stetem Kontext von Ungleichheit, Angst und Unterlegenheit (dem Ausnützen von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen etwa durch Vorgesetzte).¹⁹⁸

Möglichkeit zur sexuellen Kontaktaufnahme in der Freizeit boten zumeist die Sonntage, das tatsächliche sexuelle Handeln blieb jedoch mangels vorgefundener Intimität – in den Lokalitäten oder zuhause – sehr beschränkt. „Eines ihrer [der Jugendlichen] größten Probleme war die Beschränkung bzw. das Fehlen individuell verfügbaren Wohnraums und damit die Beschränktheit ihrer Möglichkeiten, Freundschaften, Liebesbeziehungen und Sexualleben ‚Raum zu geben‘“¹⁹⁹, oft blieb somit nur das Ausweichen nach „außen“. Während der Jahrhundertwende hatten weibliche Arbeiterinnen im großstädtischen Umfeld zumeist mit 16

¹⁹⁴ vgl. etwa Kinderschutzkongreß, 47

¹⁹⁵ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 66f. und Wegs, 124f.

¹⁹⁶ Rosenbaum, Proletarische Familien, 195-197 und Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 67f. u. 71

¹⁹⁷ zitiert – Rosenbaum, Proletarische Familien, 199

¹⁹⁸ vgl. Popp, Jugendgeschichte, 28; Rosenbaum, Proletarische Familien, 199f.; Sieder, Sozialgeschichte, 200f. und Lipp, 189f.

¹⁹⁹ zitiert – Hans *Safrian* / Reinhard *Sieder*, Gassenkinder – Straßenkämpfer. Zur politischen Sozialisation einer Arbeitergeneration in Wien 1900 bis 1938, in: Lutz *Niethammer* / Alexander von *Plato* (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 3) Berlin u. Bonn 1985, 130

bis 17 Jahren ihren ersten sexuellen Kontakt, männliche Jugendliche wohl erst nach dem 18. Lebensjahr. Bemerkenswert erscheint hier, daß – anders als von bürgerlichen Betrachtern wahrgenommen – heranwachsende Arbeiter generell dazu tendierten, eine längere geregelte Bekanntschaft als Bedingung für eine sexuelle Beziehung vorauszusetzen. Auch das Milieu kontrollierte und sanktionierte die Sexualität der Jugendlichen, allzu freies sexuelles Verhalten brachte die Gefahr mit sich, in der proletarischen Öffentlichkeit als „verrufen“ zu gelten.²⁰⁰ Derartige Kontrollmechanismen begünstigten wohl die Verbreitung einer eigenen (sich dennoch an bürgerlichen Wertmaßstäben orientierenden) proletarischen Sexualmoral: „Daß ein geschwängertes Mädchen vom Vater seines Kindes geheiratet werden mußte, entsprach offenbar dem sexualkulturellen Selbstverständnis der jugendlichen Fabrikarbeiter.“²⁰¹

Dennoch handelten Arbeitermädchen im sexuellen Sinne stets „heikel“, waren ständig von der Gefahr bedroht, schwanger zu werden und im schlimmsten Fall allein mit dem Kind zurückzubleiben. Effektive Geburtenkontrolle blieb weitgehend unmöglich, da Verhütungsmittel zu teuer oder schlichtweg nicht zugänglich waren, oftmals endete die ungewollte Schwangerschaft mit einer Abtreibung. Von staatlicher Seite unter Strafe gestellt, mußte der Abtreibungsversuch im Geheimen geschehen, bei dem das Leben der Frauen und Mädchen vielfach in die Hände von „Kurfuschern“ gegeben wurde. Die Problematik der Geburtenregelung blieb, so schließt Reinhard Sieder, den Frauen und Mädchen als „biologisches Schicksal“ überlassen, sie erfuhren selbst durch die Arbeiterbewegung nur wenig Unterstützung.²⁰²

3.7 Unterschichtenproblematik der Arbeiterschaft – Verwahrlosung, Kriminalität und Alkoholismus

Trotz vehementer Abgrenzungsversuche band die stete Existenz an der Grenze zur Armut die Arbeiterschaft weitgehend in die Alltagsproblematiken der Unterschichten ein, zog doch ein länger andauernder Verdienstaustausfall in vielen Fällen Unversorgtheit und „Verwahrlosung“ ganzer Familien mit sich. Für Bezirke mit einem hohen Anteil von Tagelöhnern, Fabrik- oder Gewerbearbeitern kann ein vermehrtes Auftreten derartiger „Verwahrlosungsfälle“ festgestellt

²⁰⁰ Lipp, 191-193; Safrian / Sieder, 130f.; Ulrich *Linse*, „Animierkniepen“ um 1900. Arbeitersexualität und bürgerliche Sittenreform, in: Dagmar *Kift* (Hg.), *Kirmes, Kneipe, Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle. 1850-1914* (Forschungen zur Regionalgeschichte 6), Paderborn 1992, 101; Sieder, *Sozialgeschichte*, 202-205 und vgl. Rosenbaum, *Proletarische Familien*, 131f. u. 134

²⁰¹ zitiert – Sieder, *Sozialgeschichte*, 202

²⁰² ebd., 202 u. 209-211 und Wegs, 59

werden, in Favoriten, Simmering, Floridsdorf, Meidling, Rudolfsheim oder Hernals etwa lag der Prozentsatz deutlich über dem städtischen Durchschnitt von 1% der Gesamtbevölkerung.²⁰³

Heranwachsende, die über keinerlei familiäre Anbindung und Unterstützung verfügten, waren von plötzlich eintretender Unversorgtheit besonders gefährdet, sie wurden von staatlicher Seite verstärkt als „Problemfälle“ erachtet und im Regelfall der Fürsorge übergeben. Das weitere Schicksal war denkbar schlecht: die Behörde verfügte eine Einweisung der „verwahrlosten“ Jugendlichen in Besserungs- und Erziehungsanstalten, welche sich in einem oftmals unzureichenden Zustand befanden. Die Praxis der Abschiebung von Heranwachsenden in derartige Einrichtungen rief sogar unter christlichsozialen und liberalen Politikern wiederholt Kritik hervor. Diese Form der Unterbringung wäre für die weitere Entwicklung der Jugendlichen und Kinder kontraproduktiv, konstatierte der christlichsoziale Landesausschußreferent Mayer: *„Die Unterbringung hängt einem Kind sein Leben lang nach.“*²⁰⁴ Ab den 1890er Jahren erfuhr die Kinderschutz- und Jugendpolitik eine entscheidende Umorientierung, man wich zunehmend von der Praxis der Verwahrung, Kriminalisierung und Abschiebung der Jugendlichen ab, wandte sich Prävention und Erziehung zu. Die Ausbildung einer fortschrittlicheren kommunalen Kinder- und Jugendfürsorge sollte jedoch ein langsamer Prozeß bleiben, der bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges andauerte.²⁰⁵

Die zum Teil existentielle Not proletarischer Unterschichten förderte die Gefahr des Mißbrauchs von Heranwachsenden als Prostituierte. Als spezifisch proletarische Problematik ist die Prostitution weiblicher Jugendlicher jedoch nicht zu erachten, es waren Angehörige beinahe aller sozialer Schichten und Berufsgruppen, denen in ökonomischen Notlagen als einziger Ausweg der „Verkauf“ ihres Körpers blieb. Hauptsächlich betraf das Phänomen der „Elendsprostitution“ ehemalige Dienstmädchen²⁰⁶ – eine Quantifizierung ist kaum möglich, zu Kriegsende wird die Zahl der Prostituierten allein für die Stadt Wien auf 30.000 bis 40.000 geschätzt. Der Umgang der Arbeiterschaft mit Prostituierten aus dem eigenen Milieu wird als weitgehend pragmatisch geschildert, so wurde die „unmoralische“ Tätigkeit zwar abgelehnt, jedoch in Kenntnis der existentiellen Notwendigkeit geduldet.²⁰⁷

²⁰³ Kinderschutzkongreß, 30

²⁰⁴ zitiert – Melinz / Zimmermann, 170

²⁰⁵ ebd., 162f. und 168-170

²⁰⁶ vgl. Kinderschutzkongreß, 57 und 90

²⁰⁷ Ritter/Tenfelde, 629, Lipp, 194 und Augeneder, 172f.



VOM MASCHINEN-ZUM LEIBESSKLAVEN
1. ANGSTTRAUM DER MASCHINENSKLAVIN



VOM MASCHINEN-ZUM LEIBESSKLAVEN
6. ENDE

Gerade junge Arbeiterinnen wären, so suggeriert diese Darstellung (Deutschland; ohne Datierung), gefährdet, in die Prostitution abzurutschen – *Abb. aus Ritter / Tenfelde, 630f.*

Durch den regelmäßigen Aufenthalt auf der Straße ergaben sich für heranwachsende Proletarier schon sehr früh Berührungspunkte zu halb-kriminellen Strukturen. An diesen scheinen erwerbstätige jugendliche Arbeiter kaum partizipiert zu haben, blieben jedoch im täglichen Leben sicherlich damit konfrontiert. Die Existenz eines jugendlichen halb-kriminellen Milieus der Straße erscheint eng mit ökonomischen Krisen verbunden, so wurden die kleinkriminellen Aneignungen im jugendlichen Selbstverständnis oft als legitime und logische Konsequenz einer materiellen Notlage erachtet. Während des Ersten Weltkrieges wuchs – vor allem während der letzten beiden Kriegsjahre – die Wiener Jugendkriminalität (ähnlich wie die Frauenkriminalität) signifikant, in erster Linie waren Lebensmittel von diesen „selbstbestimmten Aneignungen“ betroffen. Eine Verbindung mit der Verschlechterung der Versorgungslage und der erhöhten Arbeitslosigkeit herzustellen, die die Betriebsschließungen vor allem während des ersten Kriegsmonats bedingten, legen die Kriminalstatistiken nahe.²⁰⁸

²⁰⁸ Augeneder, 167-170; Sieder, Wiener Arbeiterschaft, 90f. und Hautmann, Hunger ist ein schlechter Koch, 663

Tabelle: Verurteilungen von Jugendlichen am Wiener Oberlandesgericht

Jahr	14-16jährige	16-18jährige
1913	766	1.392
1916	1.398	1.864

(Quelle: Augeneder, 167)

Einen weiteren Interpretationsansatz liefern Ritter und Tenfelde, sie sehen in der Autoritätsverweigerung und Kriminalität von Jugendlichen auf der Straße „ein[en] Ausdruck der Sozialisationsdefizite der Arbeiterfamilie“.²⁰⁹

Vielfach thematisiert wurde die Problematik des Alkoholkonsums schon in den zeitgenössischen Debatten der Arbeiterbewegung. Um den – offenbar verbreiteten – proletarischen Alkoholismus einzuschränken, kam es schon sehr bald zur Gründung eigener Abstinenzvereine, wie etwa des Wiener „Arbeiter-Abstinenzbundes“, der 1901 ins Leben gerufen wurde. Generell scheint der Alkoholgenuss für die Mehrheit der Arbeiter an der Tagesordnung gestanden zu haben, machte wohl einen Teil des „männlich-proletarischen Selbstverständnisses“²¹⁰ aus; zudem stellte das Wirtshaus einen traditionellen Treffpunkt nach den Anstrengungen der Arbeit dar, fungierte als Kommunikations- sowie „sozialer Ort“²¹¹. Auch konnte die Teilnahme am sozialdemokratischen Vereinswesen, das sich in der Frühphase hauptsächlich des Wirtshauses (in dem oft eine Konsumationspflicht bestand) als Versammlungsort bediente, besonders Jugendliche zum Alkoholkonsum verleiteten. Der verbreitete Gang in die Gastwirtschaft ist aber sicherlich auch als Fluchtreflex der Arbeiter auf die beengten Wohn- und Familienverhältnissen zu interpretieren – der Gefahr des „Elendsalkoholismus“, der wichtige finanzielle Ressourcen verbrauchte, waren Unterschichten besonders ausgesetzt.²¹² Die ökonomische Möglichkeit determinierte den Alkoholgenuss vor allem für Jugendliche, auch scheint es im modernen Fabrikbetrieb nicht zur Ausprägung einer Trinkkultur gekommen zu sein, eher anzutreffen ist die Tendenz zum Gelegenheitstrinker in der arbeitsfreien Zeit. Die rezente Fachliteratur mißt dem proletarischen Alkoholismus eine eher untergeordnete Bedeutung bei, zudem hatten sich die Trinkgewohnheiten noch vor der Jahrhundertwende geändert: der gefährliche (da gesundheitsschädliche) Konsum von Branntwein wurde weitgehend durch Bier ersetzt, auch ist ein generelles Absinken des Alkoholkonsums vor dem Ersten Weltkrieg festzustellen.²¹³

²⁰⁹ zitiert – Ritter/Tenfelde, 666

²¹⁰ zitiert – John, Von der Bassena zur Wohnmaschine, 194

²¹¹ zitiert – Michael Frank, Arbeiterwirtschaft, in: Ruppert, Die Arbeiter, 292

²¹² Frank, 295 und Historisches Lexikon der Stadt Wien, hg. v. Felix Czeike, Wien 1994. Band 1, 138, s. v. Arbeiter-Abstinenzbund

²¹³ Ritter/Tenfelde, 512f. und Rosenbaum, Proletarische Familien, 162f.

4. Die Arbeit in der Fabrik

4.1 Vorgeschichte: Die Veränderung der industriellen Arbeitswelt für Kinder und Jugendliche ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen sich in Westeuropa Konzepte zum Schutz der Kinder vor allzu früher und belastender Arbeit durchzusetzen. Besonders die Pflichtschulzeit sollte mit Hilfe gesetzlicher Bestimmungen von der Lohnarbeit freigehalten werden, während die darauffolgende Phase als „Schutzzeit“ konzipiert wurde.²¹⁴

Trotz großer Widerstände führten die staatlichen Bemühungen im Bereich des Jugendschutzes schon 1859 zu ersten Fortschritten, als die Gewerbeordnung desselben Jahres unter anderem bereits die Fabrikarbeit von Kindern unter 10 Jahren verbot und eine maximale Arbeitszeit für unter 14jährige Jugendliche mit 10 Stunden pro Tag festlegte. 14 bis 16jährige konnten maximal 12 Stunden zur Arbeit herangezogen werden, auch untersagte die Ordnung Nacharbeit für Jugendliche unter 16 Jahren. An der lückenlosen Einhaltung der neuetablierten legislativen Normen darf gezweifelt werden: „Die tatsächlichen Auswirkungen dieser Regelungen blieben infolge der ablehnenden Haltung der Regierung gegenüber der Bestellung von Fabriksinspektoren nahezu inexistent.“²¹⁵

Die konkreten Lebensbedingungen hatten sich für die heranwachsenden Arbeiter kaum geändert, immer noch publizierten zeitgenössische Beobachter dramatische Berichte über die prekäre sozioökonomische Lage des Arbeitermilieus. Ausnahme Gesetze und Polizeigewalt gegen die Agitationsversuche der Arbeiterschaft – wie Streiks, Unruhen und einzelne Gewaltakte – erregten die Aufmerksamkeit der Massenmedien, welche die tristen Lebens- und Arbeitsbedingungen erstmals einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewußtsein riefen und somit dem proletarischen Kampf zu einer gewissen Sympathie in der Bevölkerung verhelfen.²¹⁶

Als diese unzureichenden Lebensumstände zudem in einer anwachsenden Untauglichkeit proletarischer Wehrpflichtiger resultierten, sah sich die politische Elite zu weitergreifenden gesetzlichen Schutzmaßnahmen genötigt.²¹⁷ Auch hatte die zögerliche Erholung der Wirtschaft während der 1880er Jahre die darniederliegende Arbeiterbewegung gestärkt, nun

²¹⁴ Mitterauer, 78f.

²¹⁵ zitiert – Mesch, 16

²¹⁶ ebd., 20f.

²¹⁷ Tálos, Sozialpolitik, 54f. und zur Tauglichkeit vgl. ebd., 24-26

versuchte die christlich-konservative Regierung unter Ministerpräsident Taaffe (1879-1893) mittels einer sozialreformerischen Gesetzgebung – eine Sozialpolitik „von oben“ zugunsten des Proletariats, die sich jedoch unter Ausschluß der Betroffenen vollzog – diese Entwicklung abzuschwächen. Begünstigt durch die Interessenslage der feudal-konservativen Koalition weitete man Arbeiterschutz und Versicherungsleistungen sukzessive aus, wohl auch, um die verhaßten wirtschaftsliberalen Auswüchse der Industrie zu behindern und die kleingewerbliche Struktur zu stärken.²¹⁸

Obwohl im zeitgenössischen Vergleich relativ fortschrittlich, blieben die Reformen jedoch nur „Sozialreform-Splitter“.²¹⁹ Das „Gewerbeinspektorengesetz“ aus dem Jahre 1883 ermöglichte zwar erstmals die Etablierung von Inspektoren, welche die Einhaltung der Gewerbeordnung von 1859 sicherstellen sollten, mit nur geringen Kompetenzen ausgestattet und vor allem während der ersten Jahre zahlenmäßig schwach besetzt, war die effektive Kontrolle der Fabrikbetriebe noch weitgehend unmöglich. 1885 erfolgte schließlich eine Neuregelung der Arbeitsverhältnisse durch eine „Gewerbeordnungsnovelle“, welche die bestehenden staatlichen Schutzbestimmungen verschärfte, indem sie die Altersgrenze für Fabriksarbeit auf 14 Jahre an hob und damit eine entscheidende Zäsur für die industrielle Beschäftigung der Jugendlichen bildete. Ebenso erfolgte ein Verbot von schwerer Arbeit für Jugendliche bis 16 Jahren, mit Einschränkungen wurde die Nacharbeit für Frauen und Jugendliche bis 16 untersagt. Die Festlegung der Maximalarbeitszeit schuf in den Fabriken einen elfstündigen Tag, sonntägliche Arbeit wurde genauso wie das „Trucksystem“ (also die Entlohnung in Fabrikserzeugnissen, welche oft minderer Qualität waren) verboten.²²⁰

Weit weniger strikt waren die gesetzlichen Vorgaben für das Kleingewerbe, hatte doch der Gesetzgeber zwischen gewerblicher Arbeit und der Tätigkeit in der Fabrik unterschieden. Die Gewerbeordnung verbot lediglich, Jugendliche vor dem vollendeten 14. Lebensjahr in „fabrikmäßig betriebenen gewerblichen Unternehmungen“²²¹ zu verwenden, für das Gewerbe war die Kinder- und Jugendarbeit hingegen nur geringfügig reglementiert worden. Auch blieb in gewerblichen Betrieben die Arbeitszeit generell unbeschränkt, genauso wie im Bereich der Heimarbeit, der nun – aufgrund der verschärfen gesetzlichen Verordnungen – eine oft genutzte und kaum kontrollierbare Ausweichmöglichkeit zum Weiterbestand von

²¹⁸ ebd., 16

²¹⁹ zitiert – Melinz / Zimmermann, 122

²²⁰ Mesch, 17f. und Tálos, Sozialpolitik, 75

²²¹ zitiert – Franz *Huber*, Kinderschutz und Jugendfürsorge in Österreich. Rechtsnormen und Organisation, Wien 1911, 126

Kinderarbeit bot.²²² Jedoch wies die Gewerbeordnung ebenso im industriellen Bereich entscheidende Lücken auf, Bestimmungen wurden immer wieder umgangen, was Streikbewegungen, in denen die Arbeitnehmer eine Einhaltung der gesetzlichen Vorgaben forderten, dokumentieren. Zudem existierten relativ viele Ausnahmeregelungen, die den Arbeitseinsatz von Kindern ermöglichten, so konnte auch die festgesetzte elfstündige Maximalarbeitszeit durch Anträge an Behörden oder Regierungsinstanzen partiell aufgehoben werden.²²³

4.2 Exkurs: Industrielle Kinderarbeit bis 1918

Dem „Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongreß“, der vom 4. bis 6. September 1913 in Salzburg stattfand, war der Versuch einer quantitativen Feststellung von regelmäßiger Kindererwerbsarbeit in der Habsburgermonarchie vorausgegangen. Diese im Jahre 1908 auf die Initiative von Lehrern hin erhobenen Daten stellten die Wirksamkeit der immerhin schon vor einigen Jahrzehnten etablierten gesetzlichen Schutzbestimmungen klar in Frage:

„Die Ergebnisse zeigten, daß sich die Tätigkeitsbereiche der Kinder auf beinahe alle Wirtschaftssektoren und –klassen erstreckten und sich von einer Erwerbsstatistik der Erwachsenen nur im quantitativen Ausmaß unterschieden.“²²⁴

Immer noch bestand, wenn das Einkommen des Vaters ausfiel oder der Verdienst generell unzureichend war, für viele Arbeiterfamilien eine existentielle Notwendigkeit der Kinderarbeit. Das Reichsvolksschulgesetz von 1869 hatte zwar eine 8jährige Schulpflicht bis zum 14. Lebensjahr festgelegt, welche eine frühzeitige Beschäftigung von Kindern verhindern sollte, aber auch hier blieben die Gesetze oft unbeachtet oder konnten mittels behördlicher Befreiungen außer Kraft gesetzt werden.²²⁵ Zum Teil wurden die Heranwachsenden sogar zusammen mit ihren Eltern als Arbeitskräfte über die Landesgrenzen hinweg gezielt angeworben, entbanden doch die Schulbehörden diese zugewanderten „fremden“ (oft auch fremdsprachigen) Kinderarbeiter eher von ihrer Schulpflicht als einheimische Kinder. Adelheid Popp, 1869 geboren, hatte trotz ihrer Schulpflichtigkeit im 12. Lebensjahr eine Lehre als Näherin begonnen, ein Jahr zuvor war sie schon als Häklerin tätig gewesen.²²⁶ Ihre Mutter begründete die Arbeitsnotwendigkeit dahingehend, daß die gerade Zehnjährige nun „*schon ein großes Mädchen*“ sei und „*ordentlich verdienen*“ müsse.²²⁷

²²² Mesch, 18f.

²²³ ebd., 18

²²⁴ zitiert – Sylvia Hahn, Arbeit – Schule – Spiel. Kinderräume im 18. und 19. Jahrhundert, in: Sowi 2/99, 107

²²⁵ Österreich Lexikon. Band 2, 534 s. v. Unterrichtspflicht

²²⁶ Mesch, 267; Popp, Jugendgeschichte, 7-9; Hahn, SoWi, 107 und 108f.

²²⁷ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 7f.

Für den Bereich der Fabrik konnten indes kaum noch gesetzeswidrige Beschäftigungspraktiken von Kindern und Jugendlichen festgestellt werden, die Problematik der Kinderarbeit hatte sich weitgehend auf die Heimarbeit verlagert.²²⁸ Ob die Beschäftigungsverbote für Kinder im industriellen Bereich tatsächlich derart lückenlos eingehalten wurden, wie die Gewerbeinspektorenberichte suggerieren, scheint doch eher zweifelhaft: zumindest Adelheid Popp berichtet von der eingeschränkten Wirksamkeit der durchgeführten Kontrollen – so hätte man vorher von den Inspektionsterminen Kenntnis gehabt, auch wären die in der Fabrik beschäftigten Kinder instruiert worden, ihr Alter mit den erforderlichen 14 Jahren anzugeben.²²⁹

4.3 Der Weg in die Fabrik

Für proletarische Heranwachsende war die Berufswahl durch die Schichtzugehörigkeit weitgehend vorgegeben, es gab – so Sylvia Hahns These – eine oftmalige Kontinuität von industrieller Lohnarbeit innerhalb der Familie. Mitunter begannen die Jugendlichen sogar in einem Betrieb, der bereits Familienmitglieder beschäftigte.²³⁰ Die ältesten Kinder in der Arbeiterfamilie nahmen generell eine Erwerbstätigkeit auf, sobald sie das gesetzliche Mindestalter, welches für den Einsatz in einer Fabrik (gemäß der Gewerbenovelle von 1885 14 Jahre) nötig war, erreicht hatten. Faktoren, die einen frühen Arbeitsbeginn wahrscheinlicher machten, waren – neben der ökonomischen Notwendigkeit für die Familie – auch Herkunft und Mentalität der Jugendlichen und deren Eltern. Im agrarisch geprägten ländlichen Milieu ungelernter Arbeiter wurden die Heranwachsenden wesentlich früher zur Erwerbsarbeit herangezogen als in der höher qualifizierten Arbeiterschaft der Städte.²³¹

Individuelle Ausbildungs- und Berufswünsche konnten im Regelfall nicht berücksichtigt werden, höhere Chancen, weitere Ausbildungsmöglichkeiten zu erhalten hatten jüngere – vor allem männliche – Geschwister. Signifikant benachteiligt wurden weibliche Jugendliche, ihnen gewährte man viel seltener die Chance einen qualifizierten Beruf zu erlernen. Ähnlich wie im bürgerlichen Bereich tendierte auch die Arbeiterschaft dazu, den Mädchen die Rolle einer späteren Hausfrau und Mutter zuzuweisen.²³²

²²⁸ vgl. Hauck, 10 und Hanisch, 133f.

²²⁹ vgl. Popp, Jugendgeschichte, 48

²³⁰ Sylvia Hahn, Frauenarbeit. Vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert, Wien 1993, 52-54, ähnlich folgert auch Deutsch – vgl. ders., 66

²³¹ Mitterauer, 106

²³² Sieder, Wiener Arbeiterschaft, 285f.; Rosenbaum, Proletarische Familien, 280 und Wegs, 105

Eine allfällige weiterführende Schulbildung war abhängig von den sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen, in denen der Jugendliche existierte, belastete doch ein fortgesetzter Schulbesuch die Arbeiterfamilie doppelt: es mußte nicht nur das Schulgeld bezahlt werden, auch blieb der Lohn des Heranwachsenden aus. Für die Mehrheit der Arbeiterschaft war dies nicht leistbar, für manche gar nicht erst erstrebenswert, der Mentalitätswandel zum Ideal des gebildeten Arbeiters sollte sich erst langsam vollziehen. Zwar hatte die Arbeiterbewegung unermüdlich Bildung als „Bürgerpflicht“ propagiert, aber nur kleine Teile der Arbeiterschaft – vorrangig „besser situierte“ und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter – waren von dieser Botschaft erreicht worden. Dennoch stieg gerade in den städtischen Regionen die Anzahl der Schulbesuche noch vor der Jahrhundertwende merklich an, der Weg ins Gymnasium stand einem Arbeiterjugendlichen – hier fehlt entsprechendes empirisches Datenmaterial – vermutlich nicht offen.²³³

Oft blieben die Jugendlichen im räumlichen Umfeld von Wohnung und Familie, schon um den Arbeitsweg kurz zu halten. Rosa Jochmann begann 1915 ihre Erwerbstätigkeit in der nahegelegenen Nahrungsmittelindustrie:

„Mir haben meine Freundinnen aus Simmering geraten, in die Zuckerfabrik arbeiten zu gehen. Zur Firma Victor Schmidt & Söhne – diese Firma gibt's ja heute noch. Angeblich würden dort die Arbeiter Zuckerl, Schokolade und Marzipan umsonst zu essen bekommen. So bin ich eines Tages zum Fabrikstor gegangen. Da kam ein auffallend eleganter Herr heraus und fragte nach meinem Begehren. Ich war noch keine vierzehn Jahre alt und sagte schüchtern: ‚Bitte, Herr Direktor, kann ich bei Ihnen zu arbeiten anfangen?‘ Gönnerhaft schickte mich der ‚Herr Direktor‘ in das Personalbüro. Später haben mir die Kolleginnen gesagt, daß ich nicht den Direktor, sondern den Portier angesprochen hatte.“²³⁴

Von außen erschienen die objektive Arbeitsdisziplin und der reglementierte Produktionsablauf in der Fabrik sicherlich anziehend. Gerade im Gewerbe und in der Heimindustrie traf man immer noch auf unzureichende Arbeitsbedingungen, auch waren die Arbeitszeiten länger und anstrengender. Obgleich die Verdienstchancen in der Fabrik – aufgrund der kürzeren Arbeitszeiten – schlechter als etwa in der Heimindustrie ausfielen, könnte ein Wechsel in die industrielle Welt für Lehrlinge oder Heimarbeiter durchaus in Frage gekommen sein.²³⁵ So äußerte etwa ein in der Heimindustrie tätiger Sitzgeselle 1902 in einer Wiener Schuhmacherenquete:

²³³ Hanisch, 138-140; Mitterauer, 15 und Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 81

²³⁴ Interview Rosa Jochmann (geb. 1901) – zitiert nach: Sporer / Steiner, 19

²³⁵ vgl. die Aussagen Ottokar Merinskys in: John, Hausherrenmacht, 173

„Wenn ich in der Fabrik arbeite, habe ich mehr Freiheit, weil ich erst um 7 Uhr früh anfangen und um 6 Uhr nachmittags schon frei bin. Zu Hause muß ich bis 10 Uhr nachts sitzen und arbeiten. Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“²³⁶

4.4 Arbeitssituation und Fabrikalltag

Die vermeintliche Freiheit war dennoch massiv reglementiert, der Arbeitsalltag in der Fabrik durch die Einbindung in rigide hierarchische Strukturen geprägt, die Einteilung des Tages durch die fixen Arbeitszeiten fremdbestimmt. Für einen Jugendlichen stellte der Eintritt in ein derart geregeltes Erwerbsleben eine entscheidende Zäsur dar: er betrat eine neue Umgebung, war räumlich von der Familie getrennt und in die versachlichten anonymen Arbeitsbeziehungen des Fabriksystems eingebunden. Durch die lange Aufenthaltsdauer in der Fabrik und die existentielle Abhängigkeit vom Lohn wurde der Arbeitsraum zum neuen Lebensraum. Arbeit im Familienverband war den meisten Jugendlichen schon vertraut gewesen, nun begannen mit der Aufnahme der außerhäuslichen Arbeitstätigkeit neue Pflichten wie Pünktlichkeit und das genaue Einhalten eines vorgegebenen Zeitplans, die relative Bewegungsfreiheit der proletarischen Kindheitsphase mußte hinter sich gelassen werden.²³⁷

Nun sah man sich ähnlichen Abhängigkeits- und Autoritätsbeziehungen unterworfen wie erwachsene Arbeiter. Fabriksverordnungen sollten eine Disziplinierung und Normierung der industriellen Arbeitstätigkeit, das „Funktionieren“ der Arbeiter im industriellen Großbetrieb sicherstellen. Ab den 1880er Jahren war es auch im österreichischen Raum zur Einführung eines rigiden Zeitkontrollsystems gekommen, Verspätungen wurden mittels Stempeluhren festgestellt, mit Geldstrafen oder Lohnabzügen geahndet, im Wiederholungsfall drohte sogar die Entlassung. Die (bezahlte) Arbeitszeit wurde zur reinen Produktionszeit, Unterbrechungen zog man vom Lohn des Arbeiters ab.²³⁸ Daß sich ein Arbeiter durch oftmals entwürdigende Kontrollen eingeengt, diszipliniert und schikaniert fühlen mußte, ist verständlich:

„Wenn man aus dem Betrieb herausging, wurde man etwa in der Seifenfabrik von der Portierin abgegriffen, ob man ja nicht ein Stück Seife mitnahm (...) Oder beim Zuckerschmied, da hat es einen Sack gegeben, in dem waren rote und schwarze Kugeln drin, und wenn man hinausgegangen

²³⁶ zitiert – Gerhard Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“ Zum Wandel der Arbeitsorganisation und Arbeitserfahrung in Wien zwischen 1890 und 1914, in: Archiv 1985. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien 1985, 25

²³⁷ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 82; Rosmarie Beier, „Mechanisch greifen die Hände...“. Arbeit und Erfahrung von Frauen in der Industrie, in: Ruppert, Die Arbeiter, 216f. und Maimann, 610f.

²³⁸ Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 18 u. 21; Bruckmüller, 391 und Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 199; vgl. Anna Boschek, Aus vergangenen Jahren, in: Adelheid Popp (Hg.), Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung, Wien 1912, 92

*ist, mußte man hineingreifen, und hast du das Pech gehabt, eine schwarze Kugel zu erwischen, wurdest du splinternackt ausgezogen und untersucht.*²³⁹

Durch die fortschreitende Arbeitsteilung im industriellen Produktionsprozeß erfolgte eine Auflösung der individuellen Arbeit, auch das Individuum verschwand in der Masse der Fabrikarbeiter, hatte durch die fremdbestimmte Arbeit jegliche Autonomie verloren:²⁴⁰

*„In Manufaktur und Handwerk bedient sich der Arbeiter des Werkzeugs, in der Fabrik dient er der Maschine. Dort geht von ihm die Bewegung des Arbeitsmittels aus, dessen Bewegung er hier zu folgen hat. In der Manufaktur bilden die Arbeiter Glieder eines lebendigen Mechanismus. In der Fabrik existiert ein toter Mechanismus unabhängig von ihnen, und sie werden ihm als lebendige Anhängsel einverleibt.“*²⁴¹

Ohne Lehre und fachliche Ausbildung waren Jugendliche in der Fabrik im Regelfall als ungelernte oder kurz angelernte Arbeiter tätig, wenig beliebte Hilfsdienste wurden wohl ebenso von erst kurz beschäftigten (und damit vor allem jugendlichen) Arbeitern ausgeführt:²⁴² *„...zu anderen Verrichtungen, beispielsweise für Hilfsarbeiten und in der Wicklerei, [werden] lieber jüngere Leute verwendet, weil sie billiger und auch leichter anlernbar gelten.“*²⁴³ Konkrete Tätigkeitsbereiche anhand der autobiographischen Quellen zu rekonstruieren, gestaltet sich oftmals schwierig – zumeist sind nur wenig detaillierte Angaben und vage Beschreibungen anonymisierter Betriebe greifbar.

Die alters- bzw. wachstumsbedingte Entwicklung der Körperkraft determinierte die Beschäftigungsmöglichkeiten der jugendlichen Arbeiter, gliederte die Jugendarbeit in der Fabrik in Stufen und trennte weitgehend zwischen Erwachsenen- und Jugendarbeit.²⁴⁴ Eine deutsche Erhebung, die im Jahre 1913 publiziert wurde, nennt Meßergebnisse der Muskelentwicklung: Demnach würde die körperliche Leistungsfähigkeit männlicher Jugendlicher zwischen 12 und 19 Jahren verdoppelt werden und schließlich, im Vergleich zu gleichaltrigen Mädchen, eine annähernd zweifache Muskelkraft erreichen.

²³⁹ Interview Rosa Jochmann (geb. 1901) – zitiert nach: „Nie zusehen, wenn Unrecht geschieht.“, Arbeiterzeitung 18. 7. 1981, in: Rosa Jochmann. Porträt einer Sozialistin (Zeitdokumente 40), Wien 1986, 40

²⁴⁰ Bernays, 200f. und Mitterauer, 125f.

²⁴¹ zitiert – Marx, 445

²⁴² Wolfgang Ruppert, Die Arbeiter. Zwischen Ständen, Schichten und sozialer Klasse, in: *ders.*, Die Arbeiter, 41 und Freiler, 154; vgl. Petzold, 273f.

²⁴³ zitiert – Deutsch, 36

²⁴⁴ Mitterauer, 128

Tabelle: Entwicklung der Muskelkraft Jugendlicher zwischen 15 und 19 Jahren

Alter in Jahren	weibliche Jugendliche, Muskelkraft in kg	männliche Jugendliche, Muskelkraft in kg
15	65	105
16	68	112
17	70	115
18	70	122
19	70	135

(Quelle: Mitterauer, 128)

Auch schränkte mangelnde Arbeitserfahrung die Verwendungsmöglichkeiten der Jugendlichen grundlegend ein und schloß von besser bezahlten Tätigkeiten aus. Infolge der fortschreitenden Technisierung und Mechanisierung konnten Tätigkeitsbereiche für unqualifizierte Arbeitskräfte ausgeweitet werden, die industrielle Arbeit öffnete sich dadurch vorrangig für Jugendliche und Frauen. Einzelne Branchen, wie etwa die Elektroindustrie, wiesen aber noch immer ein vergleichsweise hohes Qualifikationsniveau auf.²⁴⁵

Eine beinahe zwingende Begleiterscheinung un- oder angelernter Arbeit in der Fabrik waren monotone, inhaltsleere Produktionsabläufe, Sortier- und Zuarbeiten, eine Stückfabrikation, welche die „Arbeit vom Inhalt“²⁴⁶ befreite. In einem stets vorgegebenen und unabänderbaren Arbeitsablauf war die Einbringung eigener Fähigkeiten unmöglich, die Möglichkeit zu qualifizierter, eigenständiger Tätigkeit blieb ausschließlich Facharbeitern vorbehalten.²⁴⁷ Das grundlegende Empfinden der Sinn- und „Wertlosigkeit“ eigener Arbeit beim fortlaufenden Erzeugen eines Massenprodukts war wohl unumgänglich:

„Früher besaß die Arbeit einen ‚Wert‘ nicht nur im ökonomischen Sinne, sondern zugleich auch im ethischen. Es gab die ‚Werte‘ der Arbeit: das gut getane Werk, das Produkt, das noch als persönliches *oeuvre* betrachtet wurde, vergleichbar bis zu einem Grade der Kreation des Handwerksmeisters oder des Künstlers, usw. Mit der parzellierten Teilung der Arbeit (und in den Fabriken mit dem massenhaften Aufkommen von ungelerten Arbeitern, Arbeitskräften, die auf einzelne Maschinen getrimmt sind) ist diese traditionelle Arbeitsethik zerbröckelt. Die Arbeit ist kaum noch attraktiv, umso weniger, als man sie leicht wechseln kann (sowohl nach Arbeitsplätzen als auch nach Betrieben).“²⁴⁸

Mit der Technisierung in den Wiener Fabrikbetrieben erfuhren Arbeitstempo und Belastung – was vor allem ungelernete Arbeiter betraf – ab der Jahrhundertwende eine generelle

²⁴⁵ Mesch, 268; Sieder, Wiener Arbeiterschaft, 287; Deutsch, 54 und Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 199

²⁴⁶ zitiert – Marx, 445f.

²⁴⁷ Friedrich *Fürstenberg*, Einführung in die Arbeitssoziologie, Darmstadt 1977, 93

Steigerung. Von Unternehmerseite bestand Interesse an einer verstärkten Effizienzorientierung, so wurden, den Konzeptionen des Taylorismus folgend, Organisation und Planung des Produktionsablaufes verbessert, die Mechanisierung gefördert und damit die Schaffung neuer unqualifizierter, also „billiger“ Fabrikarbeitsplätze, die vor allem für Jugendliche und Frauen in Frage kamen, ermöglicht. Die rasch anwachsenden Großbetriebe, in denen dieses neue „Industriesystem“ umgesetzt wurde, allen voran die Elektroindustrie, prägten eine rigide Zeit- und Arbeitsdisziplin aus und schufen mittels Kontrollinstanzen ein regelrechtes „Herrschaftssystem“ in der Fabrik. Daß die Umsetzung dieses Arbeitssystems jedoch nicht friktionsfrei verlief, zeigt etwa der Widerstand unter der Arbeiterschaft der Siemens-Schuckert Werke.²⁴⁹

Trotz der Maschinenunterstützung war die Arbeitsbelastung mitunter enorm: das Tempo wurde von der Maschine vorgegeben, verlangte kontinuierliche, disziplinierte und aufmerksame Arbeit.²⁵⁰ Wie hoch die Belastung infolge der Konzentration bei gleichzeitiger Monotonie ausfallen konnte, illustriert die Beschreibung des Tätigkeitsbereiches einer (angelernten) Glühlampenarbeiterin:

„In jeder Glühlampe folgt auf den Kohlenfaden ein Nickeldraht, auf diesen ein 2 bis 3 mm langer Platindraht, auf diesen ein Kupferdraht ... Die ... Arbeiterin Therese K. hat in der Stichflamme eines Bunsenbrenners die Enden der oben genannten Drahtstückchen miteinander zu verschmelzen, ... (sie) hält in der linken Hand eine Pinzette mit gekreuzten Branchen ... , in der rechten eine andere, gewöhnliche Pinzette, mittels der sie die einzelnen Drahtstückchen aufnimmt und vor der Stichflamme den in der linken Pinzette gehaltenen Teilen nähert ... Die Arbeiterin macht in der Stunde zirka 100 solche Glühlampenbestandteile und für jedes Stück muß sie die Pinzette viermal öffnen und schließen. Bei einer 9 1/2 - bis 11stündigen, im Sommer durch kurze Zeit sogar 12stündigen effektiven Arbeitszeit, und bei der durch die Akkordarbeit bedingten Intensität der Arbeit, wäre eine Überanstrengung der hiebei tätigen Muskeln wohl denkbar.“²⁵¹

Zudem fand man oft ein unzureichend eingerichtetes Arbeitsumfeld und mangelnde Arbeitsqualität vor: Enge, Lärm, Hitze, Staub und die fehlende Belüftung belasten den Organismus, auch waren in vielen Betrieben die Ausgangstüren versperrt, was im Brandfalle ein schweres Sicherheitsrisiko darstellte. Noch im Jahre 1916 kritisierten die Gewerbeinspektoren der Stadt Wien die räumlichen Verhältnisse in einzelnen Fabriken, aber

²⁴⁸ zitiert – Henri Lefebvre, Kritik des Alltagslebens. Band 2. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Kronberg/Ts. 1977.

²⁴⁹ Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 20, 22 und 28

²⁵⁰ vgl. Popp, Jugendgeschichte, 25; Beier, 216 und Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 200

²⁵¹ Ludwig Teleky in *Eine Beschäftigungsneuritis der Arbeiterinnen in Glühlampenfabriken* (erschienen 1912) – zitiert nach: Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 28

auch die Beschäftigungsfelder der jugendlichen Arbeiter, die mitunter zu schweren oder sogar gesundheitsschädlichen Tätigkeiten herangezogen wurden, lieferten berechtigten Grund zur Kritik. Aufgrund der als Anfänger schwachen und niedrigen Stellung im Betrieb waren jugendliche Arbeitnehmer wohl verstärkt Ausbeutungsmechanismen ausgesetzt, zusätzlich verfügten sie, da relativ „einfach“ ersetzbar, kaum über Möglichkeiten, sich effektiv zur wehren. Dennoch boten die gesetzlichen Bestimmungen, die – etwa im Gegensatz zu Heimindustrie, Gewerbe oder häuslichem Dienst – leicht überprüfbar waren, Schutz gegen Willkür und Ausbeutung. Auch wurden im industriellen Bereich (verfolgt man die Berichte der Gewerbeinspektoren) die gesetzlichen Beschränkungen offensichtlich weitgehend eingehalten, die Kontrolle blieb dennoch – nicht nur infolge der verhältnismäßig geringen Anzahl von Fabrikinspektoren, die seit 1883 die Einhaltung der Gewerbeordnung sicherstellen sollten – eingeschränkt effektiv.²⁵²

„Wenn der Gewerbeinspektor kam, ist der Betrieb, der jahrelang verdreckt ist, geputzt worden bis in den letzten Winkel. Wir alle bekamen frische Schürzen und Kopftücher, damit der Herr Gewerbeinspektor – Inspektorin gab's damals keine – tief beeindruckt von dem, was es da gibt, nach Hause geht. Kaum war er bei der Tür draußen, wurden uns die Schürzen weggenommen und die Kopftücher, und das alte Leben ging wieder weiter.“²⁵³

Ein wesentlicher Anteil der Sozialisation eines jugendlichen Fabrikarbeiters vollzog sich in seinem Arbeitsumfeld, im alltäglichen Erleben des „sozialen Gebildes Betrieb“²⁵⁴. Sicherlich begünstigte das Fabriksystem die Ausbildung eines „Klassenbewußtseins“, bedingt durch gemeinsame Arbeits- und Lebenskonstanten. Dennoch erscheint es wohl wenig sinnvoll, ausschließlich von einem kollektiven Erleben zu sprechen, zu unterschiedlich muten die individuell erfahrenen Prägungen an.²⁵⁵ Der schon erwähnten „Freiheit“ durch Fabrikarbeit konnte durchaus ein Empfinden der zwanghaften Unterordnung, Entrechtung und „Austauschbarkeit“ gegenüberstehen.²⁵⁶ Wurde die eigene Arbeitssituation nun als kaum anstrebenswertes „Schicksal“ erachtet, war die Anfälligkeit und Begeisterungsfähigkeit für politische beziehungsweise ideologische Utopien naturgemäß größer.²⁵⁷ Sehr prototypisch stellt Adelheid Popp ihren Bewußtseinswandel dar: früher hatte sie in der Fabrik Geschichten aus Kolportageromanen wiedergegeben, nun erzählte sie „von Unterdrückung und

²⁵² Freiler, 125 u. 149; Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 200f.; Fidesser, 27-30. und Neugebauer, 25, vgl. auch Amalie Seidl, Der erste Arbeiterinnenstreik in Wien, in: Popp, Gedenkbuch, 86

²⁵³ Interview Rosa Jochmann (geb. 1901) – zitiert nach: Nie zusehen, 40

²⁵⁴ vgl. Theodor Geiger, Zur Soziologie der Industriearbeit und des Betriebes, aus: „Die Arbeit“, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde 11 (1929), in: Fürstenberg, Industriesoziologie 1, 231

²⁵⁵ Geiger, 233f. und 236

²⁵⁶ vgl. Marx, 446

²⁵⁷ Ruppert, „Und wär' es nur das Brot allein“, 14

*Ausbeutung. [...] Ich las in den Pausen die Artikel der sozialdemokratischen Zeitung vor und erklärte, was Sozialismus ist, so gut ich es verstand.*²⁵⁸ Der Eifer und Einsatzwille der jugendlichen Adelheid Popp ist eher als Ausnahmeerscheinung zu werten, gerade aber derartige Gespräche und Kontakte zwischen Arbeitern vermochten es, Heranwachsende wesentlich zu beeinflussen.

Die räumliche Gemeinsamkeit im Produktionsprozeß förderte Gruppenbildungen, häufig kam es zu Gesprächen während der Arbeit, zu kurzen selbstbestimmten Arbeitsunterbrechungen, die als „Rückaneignung von Zeit“ fungierten und halfen, Kommunikationsstrukturen auszubilden.²⁵⁹ Primär entstanden Kontakte im nahen Arbeitsumfeld, in einer Partie oder Halle, welche dann durch Arbeitsgespräche und Pausen vertieft werden konnten. Von einer grundlegenden Akzeptanz der Jugendlichen in der Arbeitswelt kann ausgegangen werden, existieren doch genug Quellen, die über innerbetriebliche Solidarität zwischen jugendlichen und erwachsenen Arbeitern – etwa im Falle eines Arbeitsausfalles oder eines Konfliktes – berichten. Es sind aber auch Gegenbeispiele greifbar, die von rüdem Umgangston gegenüber den Heranwachsenden bis hin zu innerbetrieblichen Auseinandersetzungen reichen. Manchmal waren die Grenzen der Solidarität ökonomisch definiert – so ging etwa das Streben nach größtmöglichem Gewinn in der Lohnform des Akkords oft zu Lasten einzelner, weniger leistungsfähiger Arbeiter.²⁶⁰

Generell war die Position eines (an einer Maschine) angelernten Arbeiters in der Fabrik günstiger, sein Arbeitsverhältnis stabiler, hatte doch der Unternehmer eine „Investition“ in dessen Ausbildung getätigt. Zumeist übte nur eine Minorität der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte qualifiziertere Tätigkeiten aus; die Mehrheit belegte eher krisenanfällige Arbeitsplätze, die im Allgemeinen gering bezahlt und schlecht bewertet waren. Somit mußten vor allem jugendliche Lohnarbeiter in ökonomischen Krisenzeiten mit Entlassung und Kurzarbeit rechnen, erst das zunehmende Interesse der Unternehmer an qualifizierten Arbeitnehmern brachte ein höheres Maß an Stabilität und Kontinuität des Arbeitsplatzes mit sich. Bestrebungen einzelner Unternehmer, die Kinder der eigenen (primär qualifizierten) Arbeiter, durch Zuwendungen, wie etwa materielle Unterstützung oder organisierte Freizeitgestaltung, an die Betriebe zu binden und damit das Empfinden einer Betriebsangehörigkeit herauszubilden, blieben vor der Zeit der Ersten Republik

²⁵⁸ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 36

²⁵⁹ vgl. Alf Lüdtke, *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993, 109f.

²⁶⁰ Geiger, 250f.; Bruckmüller, 391; Ehmer, *Wiener Arbeitswelten um 1900*, 199; Fidesser, 441; Beier, 221f. und vgl. Popp, *Jugendgeschichte*, 26; Boschek, 90 u. Seidl, 66f.

Ausnahmeerscheinungen.²⁶¹ Die Bindung eines ungelerten jugendlichen Fabrikarbeiters an den Betrieb blieb relativ zweckmäßig und von geringer Stabilität; Stellungswechsel innerhalb der Industriebranche scheinen durchaus an der Tagesordnung gestanden zu haben, war doch der (teilweise erzwungene) Wechsel von einer Hilfstätigkeit zur nächsten relativ einfach.

„... und noch bei vielen anderen Berufen versuchte ich es. Für eine Arbeit fand man nach einigen Stunden entweder mich nicht genug geschickt, oder ich hörte mittlerweile von einer anderen, besseren Arbeit und versuchte es dort.“²⁶²

Bei angelernten Arbeitern ist eine niedrigere Fluktuation innerhalb der spezifischen Industriesparte festzustellen, ein Berufswechsel war eher selten. Auch konnten Jugendliche aus einer Lehre in eine ungelerte Arbeit in der Fabrik übertreten, was durch die Vereinfachung und Dequalifizierung von weiten Teilen des industriellen Arbeitsprozesses begünstigt wurde.²⁶³

Die Gründe für einen Stellungswechsel konnten – sofern sie überhaupt rekonstruierbar sind – sehr unterschiedlich sein: Unzufriedenheit oder Untragbarkeit der Arbeitssituation und des Lohnes, aber auch Aussicht auf eine besser bezahlte Stellung. Vielfach stellte die Kündigung einen Ausbruchversuch aus dem als monoton empfundenen Arbeitsumfeld dar; der Wunsch nach einer entscheidenden Veränderung wird in den meisten Fällen jedoch unerfüllt geblieben sein, landete man doch zumeist wiederum in einer ähnlichen Verwendung. Zudem bestand eine relativ einfache Möglichkeit zur Kündigung von Unternehmerseite, von der vor allem bei ungelerten Arbeitern häufig Gebrauch gemacht wurde.²⁶⁴ Die Arbeitsordnung der Siemens-Schuckert Werke ermöglichte es um 1910 sogar Werkführern (also hoch qualifizierten Arbeitern), Kündigungen auszusprechen: *„Arbeiterentlassungen sowie -aufnahmen stehen, vorbehaltlich der Genehmigung der Betriebsleitung, gleichfalls den Werkführern zu.“²⁶⁵*

Grundlegend kann für den Bereich der Großstadt – mit ihrem großen Angebot an unqualifizierter Industriearbeit und verfügbaren Arbeitskräften – von einer relativ geringen räumlichen Mobilität ungelerner jugendlicher Fabrikarbeiter ausgegangen werden. Diese waren wohl primär in der nächsten Umgebung und im Familienverbund mobil, gab doch die niedrige Qualifikation enge räumliche Grenzen vor. Gering qualifizierte Industriearbeiter – so stellte Marie Bernays vor 1912 für den österreichischen und deutschen Raum fest – würden genauso wie Tagelöhner kaum zu Ortswechseln tendieren, die Migrationsbewegungen dieser

²⁶¹ Mesch, 25 u. 269, Mitterauer, 138 und Freiler, 225

²⁶² zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 15

²⁶³ Bernays, 207f.; vgl. Popp, Jugendgeschichte, 15 und 17

²⁶⁴ Deutsch, 34-37; Bernays, 214-216; vgl. Popp, Jugendgeschichte, 21f. und Petzold, 306f.

ungelernten Arbeiter kategorisiert sie primär als „passiv“, also etwa als Reaktion auf Betriebsschließung oder Arbeitsverlust.²⁶⁶

Im Verlaufe des Ersten Weltkrieges erfuhr die Arbeitssituation der in den Fabriken beschäftigten Jugendlichen eine entscheidende Wandlung, als zahlreiche Betriebe infolge von Auftrags- oder Rohstoffmangel geschlossen werden mußten. Zunächst wurde die zu Kriegsbeginn einsetzende Arbeitslosigkeit oft noch als Druckmittel gegen die verbleibenden Arbeiter eingesetzt, etwa um niedrigere Löhne zu erzwingen, auch wurden, vor allem in der Rüstungsgüterindustrie, abgeleistete Überstunden nicht mehr bezahlt. Bald folgte im industriellen Bereich ein signifikanter Arbeitskräftemangel, der durch die Rekrutierung der Männer für den Krieg entstanden war. Um den Arbeitskräfteausfall zu kompensieren, begann man verstärkt auf Frauen und Jugendliche zurückzugreifen, konnten sie doch zudem als billige Arbeitskräfte eingesetzt werden und so wurden sie, trotz ihrer Unerfahrenheit, gelernten Arbeitern oft vorgezogen. Generell ist signifikantes Ansteigen der Anzahl jugendlicher Hilfsarbeiter im industriellen Milieu festzustellen, welche wohl vor allem auf den Eintritt ehemaliger Lehrlinge in die Fabriken zurückzuführen ist.²⁶⁷

Gemäß dem Kriegsleistungsgesetz von 1912 erhielten Rüstungsindustrie sowie militärische Zulieferbetriebe militarisierte Leitungen, die der Heeresverwaltung direkt unterstellt waren und eine direkte militärische Kontrolle auch über die Industriearbeiterschaft sicherstellen sollten. Gleichzeitig schränkte man, auf die „Erfordernisse“ der Kriegssituation verweisend, die schwer erkämpften politischen und sozialen Rechte der Arbeiter massiv ein. Es kam zu einer Aufhebung zahlreicher sozialer Mindeststandards, gültige Sozialgesetze wurden übertreten, Schutzbestimmungen für Frauen und jugendliche Arbeiter außerkraftgesetzt, auch das Recht auf Arbeitsplatzwechsel und Kündigung in den militarisierten Betrieben nicht gewährt, Streiks generell verboten. Etwaige Verstöße gegen diese neuen rigiden Arbeitsregelungen wurden nach militärischer Disziplinar- und Strafgewalt geahndet, für Jugendliche war diese jedoch nur eingeschränkt anwendbar.²⁶⁸

²⁶⁵ zitiert nach: Deutsch, 35

²⁶⁶ Bernays, 202-206 und Augeneder, 19

²⁶⁷ Augeneder, 13-15 und Neugebauer, 90

²⁶⁸ Hautmann, Rätebewegung, 40-42 und Edith *Rigler*, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 8), Wien [u.a.] 1976, 81f.



Szene aus einem militarisierten Betrieb während der Kriegszeit, der Soldat fungiert als Aufsichtsperson (Österreich; ohne Datierung) – *Abb. aus: Augenzeugen, 89*

Durch Ausnahmeregelungen konnte nun die gesetzlich festgelegte Höchstarbeitszeit für Jugendliche auf bis zu 18 Stunden (in der Schichtarbeit) verlängert werden. Unmittelbarste Auswirkungen einer derartigen Überbelastung waren ein Ansteigen der Unfallquote und verstärkt auftretende körperliche Schäden, die vor allem bei Frauen und Jugendlichen festgestellt werden konnten. Die Berichte über den Gesundheitszustand der jugendlichen Fabrikarbeiter klangen alarmierend: bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 60 bis 70 Stunden wären Rückstände im Wachstum, Plattfüße sowie eine häufigere Anfälligkeit für Tuberkulose und Nervenerkrankungen aufgetreten.²⁶⁹

Die Arbeitssituation in den Fabriken verschlechterte sich sukzessive, bestehende Schutzvorschriften zum Einsatz jugendlicher Arbeiter wurden durch die militärischen Fabriksleitungen kaum noch beachtet, wie der Gewebeinspektorenbericht des Jahres 1916 relativ hilflos zugab:

²⁶⁹ Augeneder, 86f.

„In der Verwendung der Frauen und Jugendlichen zu gesundheitsschädlichen Arbeiten trat durch die Kriegsverhältnisse insofern eine wesentliche Änderung ein, als die gesetzlichen Vorschriften ... häufiger als sonst nicht beachtet wurden.“²⁷⁰

Am 5. August 1914 wurde die Einstellung von ungeprüften Personen (was wohl auch Jugendliche betraf) zur Bedienung von Dampfmaschinen mittels Verordnung gesetzlich legitimiert. Daß Bestimmungen wie diese die Unfallhäufigkeit bei unqualifizierten und ungeübten Arbeitskräften verstärkt ansteigen ließen, ist nicht weiter verwunderlich. Neben *„Unvorsichtigkeit und unzulängliche[r] Kenntnis der Arbeitsgefahren seitens der Verunglückten“²⁷¹* wurden Übermüdung und Vernachlässigung der Schutzeinrichtungen – infolge von hoher Arbeitbelastung – als unfallauslösende Momente genannt.²⁷² Die Liste von Arbeitsunfällen in der Rüstungsindustrie ist lang, gerade Jugendliche waren, nicht nur wie dieses Beispiel zeigt, verstärkt betroffen:

„Eine 17jährige Arbeiterin war mit dem Einlegen der kleinen Hülsen bei der Ziehmaschine beschäftigt und wollte eine im Einlaufkanal eingeklemmte Hülse entfernen. Da sie hiebei nicht den vollständigen Stillstand der Maschine abwartete, kam sie mit dem linken Zeigefinger zwischen Stempel und Stanze. 5 Uhr früh. Folgen: Rissquetschwunde am linken Zeigefinger. Halbes Endglied fehlt. Finger in Streckhaltung steif.“²⁷³

Vor allem in den Munitionsfabriken kam es immer wieder zu schweren Arbeitsunfällen: das größte Unglück ereignete sich am 18. September 1918 im niederösterreichischen Wöllersdorf, bei dem 300 bis 400 Arbeiter, mehrheitlich Frauen, zu Tode kamen.²⁷⁴

4.4.1 Spezifika weiblicher Jugendarbeit in der Fabrik

Obwohl mit ähnlichen Arbeitsbedingungen konfrontiert, unterschied sich die Arbeitswelt der *„Fabrikmädchen“²⁷⁵* in manchen Bereichen grundlegend von der ihrer männlichen Altersgenossen. Weibliche Jugendliche traten zwar im Normalfall ebenso zwischen 14 und 16 Jahren in das außerhäusliche Erwerbsleben ein, blieben aber mehrheitlich nur bis zur Heirat, die im Industriearbeitermilieu oft schon mit 20 bis 25 Jahren geschlossen wurde, in der Fabrik tätig. Frauen über dem dreißigsten Lebensjahr waren selten anzutreffen, sie wichen oft auf den Bereich der Heimarbeit aus. Aufgrund dieser eher kurzen Beschäftigungsdauer waren die Betriebe kaum dazu bereit, in die Ausbildung der jugendlichen Arbeiterinnen zu investieren,

²⁷⁰ zitiert nach: Rigler, 90f.

²⁷¹ Gewerbeinspektorenbericht 1916 – zitiert nach: ebd., 91

²⁷² ebd., 83 und Freiler, 122; vgl. die Aussagen Jochmanns in: Sporrer / Steiner, 20f.

²⁷³ Bericht der Arbeiterkrankenkasse Wien, veröffentlicht in der Zeitschrift *„Der Arbeiterschutz“* (Juni 1917) – zitiert nach: Augeneder, 78f.

²⁷⁴ Augeneder, 82-84

²⁷⁵ so die zeitgenössische Bezeichnung – vgl. Mitterauer, 138

wurde doch deren Fabrikarbeit lediglich als „Übergangsstadium“ bis zur Verheiratung und Mutterschaft angesehen – ein Erklärungsmuster, das erstaunlicherweise auch ins Selbstverständnis der Arbeiterinnen übergegangen war. Die Mädchen arbeiteten nach kurzer Anlernphase vor allem auf neuen, „einfacher“ zu bedienenden Maschinen, die dennoch hohe psychische und physische Belastungen auf sie ausübten. Zusätzliche Problematik der angelernten Tätigkeit war eine grundlegende Perspektivenlosigkeit, mit der sich die jugendlichen Arbeiterinnen bald konfrontiert sahen, blieben doch ihre innerbetrieblichen Aufstiegschancen sehr begrenzt.²⁷⁶

Ebenso ist bei der Entlohnung eine prinzipielle Schlechterstellung festzustellen, auch für vergleichbare Arbeit erhielten weibliche Arbeiter weit weniger Lohn als ihre männlichen Kollegen. Um den Verdienst zu verbessern, arbeiteten die Mädchen verstärkt im Akkord, dennoch wurde dabei selten das Existenzminimum erreicht, da man einfach – so die lapidare zeitgenössische Begründung – von einer Versorgung durch die Familie ausging, die Möglichkeit zu einer eigenständigen Existenz bestand somit für jugendliche Arbeiterinnen nur im Ausnahmefall.²⁷⁷

Von bourgeois-konservativer Seite betrachtete man die Arbeit junger Frauen und Mädchen in der Fabrik zutiefst skeptisch, der häusliche Dienst sei generell „anständiger“ als die industrielle Lohnarbeit, würde doch infolge der „*Ungebundenheit der Industriearbeiterin*“ ein Sitten- und Kulturverfall der jungen Mädchen unvermeidbar bleiben – zudem sei die „*natürliche, wahre Frauenarbeit*“ ohnehin ausschließlich „*im Hause*“ zu finden.²⁷⁸ Die Bedenken einer sexuellen Gefährdung weiblicher Jugendlicher durch das Entfernen aus der häuslichen Sphäre waren sicherlich übertrieben, dennoch entbehrten sie – wenn man die sexuellen Anzüglichkeiten und Übergriffe betrachtet, denen Mädchen manchmal an ihren Arbeitsplätzen in der Fabrik ausgesetzt waren – nicht jeglicher Grundlage.²⁷⁹

Ein prototypisches Verhalten männlicher Arbeiter gegenüber den „Fabrikmädchen“ kann nicht rekonstruiert werden, Berichte von weitgehender Akzeptanz und Integration am Arbeitsplatz sind genauso vorhanden, wie von Geringschätzung und Ausgrenzung. Oft stand das Geschlechterverhältnis im Zeichen eines – zumindest im Selbstverständnis der männlichen Arbeiter so empfundenen – Verdrängungskampfes, wurden doch zahlreiche ehemals „männliche“ Tätigkeitsbereiche dequalifiziert und nun, da sie dadurch niedriger

²⁷⁶ Augeneder, 73 und Mesch, 268f.

²⁷⁷ Rosenbaum, Proletarische Familien, 160f. u. 222; Sieder, Sozialgeschichte, 189 und Mesch, 268f. u. 273

²⁷⁸ Zitate aus: „Frauenarbeit und Frauenrecht, Zeitschrift für die erwerbenden christlichen Frauen und Mädchen (1. August 1919) – nach: Rigler, 67

²⁷⁹ Ritter/Tenfelde, 632f. und Mitterauer, 129

entlohnt werden konnten, von Arbeiterinnen besetzt. Um in der Männerdomäne Fabrik als gleichwertig erachtet zu werden, sahen die Frauen und Mädchen oft nur einen Ausweg – Kompensation der „Geschlechterungleichheit“ durch betonten Arbeitseifer.²⁸⁰

Die grundlegende „Möglichkeit“ Fabrik darf aber nicht übersehen werden: für Mädchen fungierte sie oft als einzige Alternative zum häuslichen Dienst, der meistens mit einer untragbaren Arbeits- und Lebenssituation verbunden war. Fabrikarbeit zog zwar eine geringere soziale Sicherheit nach sich, verhalf aber durch die weitgehend „objektive Disziplin“ des industriellen Produktionsprozesses zu einer größeren persönlichen Freiheit. Abhängigkeitsverhältnisse und Kontrollmechanismen, die das Dienstbotenschicksal begleiteten, konnten durch die Lohnarbeit entschieden vermindert werden. So wurde nicht nur von proletarischen Mädchen tendenziell eine industrielle Erwerbstätigkeit dem häuslichen Dienst vorgezogen.²⁸¹

Zwischen den Jahren 1890 und 1910 ging die Zahl der in Industrie und Gewerbe beschäftigten Frauen generell zurück, dennoch blieb die Wiener Industrie neben dem Dienstbotengewerbe Hauptarbeitgeber. Verstärkt wurde auf die weibliche Arbeitskraft erst wieder während der „Kriegswirtschaft“ zurückgegriffen, dem massiven Zustrom weiblicher Arbeiter folgten auch viele Jugendliche, die vorrangig in der Metallindustrie Beschäftigung fanden. Politische Partizipationsmöglichkeiten für Arbeiterinnen blieben nicht nur aufgrund der restriktiven Vereinsgesetzgebung des Habsburgerstaates gering, auch war der gewerkschaftliche Organisationsgrad (und damit das politische Bewußtsein?) unter Wiener Fabrikmädchen gering, eine Trendumkehr setzte erst ab den Jahren 1917 und 1918 ein.²⁸²

4.4.2 Arbeitszeit

Die Dauer der Fabrikarbeit bestimmte den proletarischen Lebensrhythmus, segmentierte den Tag in eine unabänderbare Folge von Arbeitszeit und daran anschließender Freizeit. Im März 1885 legte die zweite Novelle zur Gewerbeordnung von 1859 einen elfstündigen Maximalarbeitstag fest, zudem eine Sechs-Tage-Woche und eine 24stündige Sonntagsruhe, welche durch das Gesetz zur Sonntags- und Feiertagsruhe 1895 erweitert wurde. Für Wiener

²⁸⁰ Bolognese-Leuchtenmüller, Sozialgeschichte, 273; Sieder, Sozialgeschichte, 191; Augeneder, 71-73 und Gabriella Hauch, „Arbeite Frau! Die Gleichberechtigung kommt von selbst“?, in: Helmut Konrad (Hg.), „Daß unsre Greise nicht mehr betteln gehn!“. Sozialdemokratie und Sozialpolitik im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn 1880 bis 1914 (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien [u.a.] 1991, 62

²⁸¹ Bernays, 214

²⁸² Hauch, Arbeite Frau, 64; Rigler, 56-58, 62f. und Hautmann, Rätebewegung, 58

Fabriken um 1907 kann man eine durchschnittliche Beschäftigungsdauer von 10 bis 11 Stunden pro Tag annehmen, in kontinuierlich arbeitenden Betrieben standen jedoch immer noch zwölfstündige Schichten an der Tagesordnung, womit die gesetzlichen Regelungen klar mißachtet wurden, was tendenziell auch jugendliche Arbeitnehmer betraf.²⁸³ Längere Arbeitszeiten waren hauptsächlich in Industriezweigen anzutreffen, in denen eine schlechtere Entlohnung vorherrschte, vor allem etwa im Bereich der Textilindustrie, ebenso arbeiteten gerade Hilfsarbeiter und Ungelernte, also vorrangig jugendliche Fabrikarbeiter, länger als qualifiziertere Arbeiter.²⁸⁴

Daß die im Laufe der Jahre erfolgte Arbeitszeitreduktion durchaus zwiespältig zu betrachten sei, konstatierte der frühe Industriosozologe Gerhard von Schulze-Grävernitz – die Entwicklungen in der englischen Textilfabrikation analysierend – schon 1892:

„Ähnlich verhält es sich mit der Arbeitszeit; durch den schnelleren Gang, die Vergrößerung der Maschinen usw. wird ein Mehrprodukt zutage gefördert, ein Mehrprodukt, welches einerseits Verkürzung der Arbeitszeit zuläßt, andererseits ohne sie nicht möglich wäre, da die Arbeitsfähigkeit der Arbeiter an die dem Organismus gesetzten Grenzen gebunden ist. Indem in kürzerer Zeit ebensoviel oder mehr produziert wird, als früher, werden eine Reihe stehender Kosten beschnitten. ‚Es ist billiger, die Arbeitskraft in 9 als in 11 Stunden zu erschöpfen‘, sagte mir ein einsichtiger Unternehmer.“²⁸⁵

Der Arbeitstag in der Fabrik begann oft um 7 Uhr in der Früh und dauerte im Regelfall bis 18, manchmal 19 Uhr. Arbeitspausen waren unbezahlt und zeitlich festgelegt, sie dienten neben Essen und Trinken primär der Erholung, boten aber auch Möglichkeit zum sozialen Austausch und begünstigten damit die Herausbildung innerbetrieblicher Kommunikationsstrukturen.²⁸⁶ Nach einem „Gabelfrühstück“ am Vormittag bestand in den meisten Fabriken eine einstündige Mittagspause, die von 12 bis 13 Uhr dauerte. Manche Arbeiter verbrachten ihre Mittagspause am Arbeitsplatz, meistens wenn der Heimweg zu weit war oder keine Mahlzeit auf sie wartete. In Österreich aß die Hälfte der Arbeiter mit der Familie zu Hause, während etwa ein Drittel ein Wirtshaus besuchte, der Rest hatte sich das Essen mitgenommen. Wenn man als jugendlicher Arbeiter zusammen mit dem Vater im selben Betrieb arbeitete (oder

²⁸³ vgl. Hauck, 8; Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 1, 152, s. v. Arbeitszeit; Gustav Otruba, Entstehung und soziale Entwicklung der Arbeiterschaft und der Angestellten bis zum Ersten Weltkrieg, in: Erich Zöllner (Hg.), Österreichs Sozialstrukturen in historischer Sicht (Schriften des Instituts für Österreichkunde 36), Wien 1980, 141 und Freiler, 89f.

²⁸⁴ Mesch, 233

²⁸⁵ zitiert – Gerhard von Schulze-Grävernitz, Die Auswirkungen des wirtschaftlich-technischen Fortschritts auf die Industriearbeiterschaft (erschienen 1892), in: Fürstenberg, Industriosociologie 1, 196

²⁸⁶ vgl. Petzold, 279 und Ehmer, Wiener Arbeitswelten um 1900, 202; Lüdtkke, 108f.

zumindest in der Nähe desselben), stiegen die Chancen auf eine – oft durch jüngere Geschwister – vorbeigebrachte warme Mahlzeit.²⁸⁷

Das Verbot der industriellen Nachtarbeit für Frauen und Mädchen, welches im Dezember 1911 gesetzlich verankert wurde, sollte nur wenige Jahre bestehen. Schon Ende Juli 1914 wurden wichtige arbeitsrechtliche Errungenschaften per kaiserlicher Verordnung aufgehoben und die Arbeitszeiten vor allem in der Kriegszulieferindustrie sukzessive ausgeweitet. Oft mußte nun in den Fabriken über 11 Stunden pro Tag gearbeitet werden, ab September wurde zudem die Nachtarbeit von Frauen und Jugendlichen in Betrieben genehmigt, die der Heeresverwaltung zuarbeiteten, also „kriegswichtig“ waren oder wichtige Güter für die Versorgung der Bevölkerung erzeugten.²⁸⁸

4.4.3 Löhne

Dem Lohn kam in der industriellen Erwerbsarbeit eine zentrale Bedeutung zu: er bestimmte die ökonomischen Rahmenbedingungen des Arbeiterlebens, ermöglichte die Existenzsicherung und das Alltagsleben außerhalb der Fabrik. Zudem determinierte er, wenn der Jugendliche sein verdientes Geld in das Familienbudget einbrachte, wesentlich dessen innerfamiliäre Stellung. Erst die Verfügungsgewalt über finanzielle Mittel ermöglichte eigenbestimmtes Handeln, was auch im Selbstbewußtsein der jugendlichen Arbeiter nachwirkte: „Vorläufig hielt ich mich nicht mehr für arm“²⁸⁹, erinnert sich Adelheid Popp.

Branchen mit einem niedrigen Anteil von qualifizierten Arbeitern tendierten zu einem generell geringeren Lohn, wie etwa die Nahrungsmittel- und Textilindustrie. Aber auch in anderen Industriezweigen war die Bezahlung der jugendlichen Arbeitnehmer sehr niedrig angesetzt, weibliche Jugendliche wurden – wie schon erwähnt – noch schlechter entlohnt.²⁹⁰

Als Lohnformen waren sowohl der Akkord als auch der Zeitlohn anzutreffen: der Akkordlohn fiel tendenziell höher aus und wurde verstärkt Arbeiterinnen und Hilfsarbeitern gewährt. Oft entschieden sich die Arbeiter trotz der höheren Belastung und der daraus resultierenden frühen Abnutzungserscheinungen bewußt für den Akkord, um bessere Verdienstmöglichkeiten zu haben. Vorrangig kam der Akkordlohn – aufgrund der körperlichen Leistungsfähigkeit – für erwachsene männliche Arbeiter zwischen 25 und 35

²⁸⁷ Hetrich, 165-168

²⁸⁸ Freiler, 87f. und 98

²⁸⁹ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 29

Jahren in Frage.²⁹¹ Manchmal wurde der Lohn aufgrund eines Tagessatzes berechnet, während Betriebe der Metall- und Maschinenindustrie vor allem einen Stundenlohn festsetzten, der meist wöchentlich ausgezahlt wurde. Die metallverarbeitende Industrie war durch eine weite Verbreitung des Akkordlohnes geprägt, innerhalb der Arbeiterschaft eines einzelnen Betriebes konnten sogar beide Lohnformen anzutreffen sein. In den Wiener Siemens-Schuckert Werken waren die Arbeiter um 1910 beispielsweise vorwiegend als Akkordlöhner beschäftigt, die Hilfsarbeiter arbeiteten hier mit 78% vorrangig im Zeitlohn.²⁹²

Die Autonomie zur Wahl der Lohnform oblag jedoch weitgehend dem Unternehmer, er konnte – je nach Interessenslage – zwischen den Lohnformen wechseln, eine kollektivvertragliche Absicherung war vor der Ersten Republik in den meisten Industriebranchen (vor allem in der Textilindustrie) nur einer Minderheit der Arbeiter gewährt worden. Die Lohnform sollte die Arbeitsleistung des Individuums im Produktionsprozeß sicherstellen und gegebenenfalls steigern, was durch Akkord-, aber auch durch Zeitlohn möglich war.²⁹³ Die Etablierung eines „Prämienlohnsystems“ in den Siemens-Schuckert Werken, das einen Akkordlohn mit einer Prämie zur Steigerung der Produktionsleistung verband, führte, wie Julius Deutsch berichtet, zur Unzufriedenheit der Arbeiterschaft, beklagt wurde vor allem die Erhöhung der Arbeitsbelastung durch den Akkord.²⁹⁴

Jugendliche Metallarbeiter wurden vergleichsweise gut entlohnt, wie das Beispiel der Siemens-Schuckert Werke zeigt: im Alter zwischen 16 und 20 Jahren konnten Hilfsarbeiter um 1910 mit einer Bezahlung von 12-20 oder sogar 24-26 Kronen pro Woche rechnen, der durchschnittliche Akkordlohn lag zwischen 18,1 und 20 Kronen pro Woche, Zeitlöhner dieses Alters erhielten mehrheitlich einen Stundenlohn von 38-47 Heller.²⁹⁵ Als durchschnittlicher Wiener Fabrikslohn ist für 1908 bei jugendlichen Hilfsarbeiterinnen ein Tagesverdienst von 1,20 Kronen anzunehmen.²⁹⁶ Im Jahre 1913 erreichten Tarifvereinbarungen für die Wiener Metallindustrie folgende Minimalstundenlöhne: Hilfsarbeiterinnen bis 16 Jahre erhielten 20

²⁹⁰ Mesch, 232

²⁹¹ Fidesser, 307, 319 und 367; Mesch, 233

²⁹² Fidesser, 299-301, 305-307, 313-315 und Deutsch, 47

²⁹³ vgl. Otruba, 141 und Hautmann / Kropf, 89f.; Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 21

²⁹⁴ Deutsch, 38f.

²⁹⁵ Fidesser, 313 und 315

²⁹⁶ Mesch, 263

Heller pro Stunde, im Alter von 16 bis 18 Jahren 23 Heller, männliche Hilfsarbeiter bis 16 Jahren 29 Heller und Hilfsarbeiter zwischen 16 und 18 Jahren 32-34 Heller.²⁹⁷

Das generelle Anwachsen der Reallöhne nach der Jahrhundertwende wurde durch die fortschreitende Geldentwertung während des Ersten Weltkrieges radikal unterbrochen, zu Kriegsende lag das reale Durchschnittseinkommen eines Arbeiters 63% unter dem des Jahres 1914.²⁹⁸

4.4.4 Arbeitskampf

Da zumeist nur eine Minderheit der weiblichen und jugendlichen Fabrikarbeiter qualifizierte Tätigkeiten ausführte, blieben Organisations- und Artikulationsmöglichkeiten (damit auch das Selbstverständnis) im Arbeitskampf eingeschränkt. Durch den niedrigen Rang in der Arbeitshierarchie und eine geringe Qualifikation war die innerbetriebliche Position naturgemäß eher schwach, als unqualifizierter Arbeiter konnte man, was die hohe Fluktuation in dieser Berufsgruppe belegt, weitgehend problemlos ausgetauscht werden.²⁹⁹ Vielfach endeten die oft individuell ausgetragenen Konflikte mit Entlassung oder freiwilliger Kündigung, wie ein Fabrikant während der 1890er Jahre lapidar bestätigte: „gewöhnlich“ gäbe „schlechte Arbeit“ Grund zu Konflikten, „Da muß ich dann einen Tadel aussprechen, dann erfolgt eine Gegenrede von der Arbeiterin, ich komme in die Hitze, sie wird grob, und die Geschichte ist fertig.“³⁰⁰ Das grundlegende Empfinden eines Arbeiters, dem Unternehmer ausgeliefert, ihm gesellschaftlich *und* wirtschaftlich unterlegen zu sein, wurde durch derartige Verhaltensweisen wohl zudem gefestigt.

Konflikte um Lohnerhöhungen (und auch Lohnformen), Verkürzung der Arbeitszeit, Einhaltung sozialer Mindeststandards oder Verringerung der physischen Belastung konnten gemeinsam artikuliert und in Form von Streiks ausgetragen werden. Als „Streikavantgarde“ fungierten zumeist gutausgebildete, hoch bezahlte und qualifizierte Arbeiter, etwa die Wiener Buchdrucker.

Für Jugendliche war, obwohl sie die Konfliktthemen genauso betrafen, die aktive Teilnahme an Streikbewegungen schwieriger, oft durch die niedrige Stellung im Betrieb und durch die Haltung der Familie – was besonders Mädchen betraf – determiniert. Die Partizipation jugendlicher Fabrikarbeiter an den Streikbewegungen und Protesten in Wiens

²⁹⁷ ebd., 264

²⁹⁸ Hautmann / Kropf, 90f. und 113

²⁹⁹ Mesch, 25 u. 233 und Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 21

Industriearbeiterschaft, die vor allem während der 1890er Jahre bis 1900, um 1906/07, 1911/12 und gegen Ende des Ersten Weltkrieges stattfanden, ist belegt, blieb aber mehrheitlich wenig initiativ.³⁰¹

„Ich arbeitete bei Loewe in der Wiebestraße in Moabit. Ich war damals kaum zwanzig Jahre alt und wußte nichts von Politik, Sozialismus und Streik. Da kam eines Tages ein Arbeiter zu mir und bat mich, ihm einen Gefallen zu tun. Er gab mir einen Packer Flugblätter, die zusammengefaltet waren. Ich sollte sie unbemerkt verteilen und auf jeden Arbeitsplatz ein Flugblatt hinlegen. [...] In der Pause verteilte ich die Flugblätter, und keiner hat etwas gemerkt. Ein Flugblatt, auf dem ‚Heraus zur Demonstration gegen den Krieg‘ stand, hatte ich zu Schluß aufgehoben.“³⁰²

Daß man als jugendlicher Arbeiter prinzipiell auf die unbedarfte „Mitläuferrolle“ beschränkt blieb, wie der obenstehende Bericht einer Berliner Arbeiterin aus dem Jänner 1918 zeigt, ist unwahrscheinlich. Vermutlich existierte ein enger Zusammenhang zwischen einem bewußten, aktiven Mitwirken am Arbeitskampf und dem Engagement in der Gewerkschaft. Die Möglichkeit zum Gewerkschaftsbeitritt bestand für jugendliche Arbeiter, gegen ein vergleichsweise geringes Entgelt (für jugendliche Metallarbeiter betrug die Beitrittsgebühr im Jahr 1914 beispielsweise 60 Hellern, zudem war ein wöchentlicher Beitrag von 24 bis 50 Hellern zu leisten), schon ab dem 16. Lebensjahr.³⁰³

Eigenständige Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter gingen – wie deutsche Beispiele zeigen – oft von Handwerkslehrlingen aus, der von der erst 17jährigen Textilarbeiterin Amalie Seidl 1893 in Wien initiierte Arbeiterinnenstreik ist als Ausnahmefall zu werten.³⁰⁴ Seidl war – nachdem sie unter ihren Arbeitskolleginnen versucht hatte, „zu beweisen, daß bei entsprechender Organisation auch wir in der Fabrik unsere Verhältnisse verbessern könnten“³⁰⁵ – aus einer Gumpendorfer Appreturfabrik kurzfristig entlassen worden, was heftige Proteste unter der übrigen Belegschaft hervorrief. Neben der Wiedereinstellung Seidls wurden bald weitere konkrete Maßnahmen, etwa ein 10stündiger Arbeitstag, die Freigabe des 1. Mai und ein Minimallohn von 8 Kronen wöchentlich gefordert. Wenige Tage später hatten sich – wohl auch aufgrund heftiger sozialdemokratischer Agitation – schon 700 Frauen und Mädchen dem „ersten Frauenstreik“ Wiens angeschlossen und konnten somit nach einer 14tägigen Streikdauer sämtliche Forderungen durchsetzen.³⁰⁶

³⁰⁰ zitiert – Meißl, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“, 22

³⁰¹ vgl. Popp, Jugendgeschichte, 36; Mesch, 29 u. 53; Bruckmüller, 392 und Mitterauer, 142

³⁰² zitiert nach: Lothar Machton, „Es war ein wundervolles Gefühl, daß man nicht allein war“. Der Streik als Hoffnung und Erfahrung, in: Ruppert, Die Arbeiter, 277

³⁰³ vgl. Der jugendliche Arbeiter 5/1914, 17

³⁰⁴ Mitterauer, 141

³⁰⁵ zitiert – Seidl, 66

³⁰⁶ vgl. Seidl, 65-68



Streikversammlung vor der Welser Maschinenfabrik Titania, März 1911 – Abb. aus: *Severin Heinisch / Ulrike Weber-Felber, „Excesse und Insulten“. Katzenmusik, Bierkrawalle und Streiks in Oberösterreich, in: Arbeit / Mensch / Maschine, 164*

Nach 1914 war es zu rigiden Streikverboten in den als kriegswichtig eingestuften Betrieben gekommen, auch half der sozialdemokratische „Burgfriede“, aufkeimende Konflikte in der Arbeiterschaft weitgehend zu unterdrücken. So hatte die Arbeiterbewegung in vorausgehendem Gehorsam sogar auf die traditionellen Arbeitsniederlegungen zum 1. Mai der Jahre 1915 und 1916 verzichtet, erst ein Jahr später wurde wieder offiziell dazu aufgerufen. Ein Hervorbrechen erster Protestbewegungen ist erst wieder ab dem Frühjahr 1917 festzustellen, als zahlreiche Industriebetriebe im Wiener Becken bestreikt wurden. Bald erreichte die Streikwelle auch Wien, unmittelbarer Anlaß für die städtischen Proteste war die Ohnmacht eines geschwächten Arbeiters im Wiener Arsenal gewesen. Mit 42.000 streikenden Industriearbeitern erlebte die Stadt im Mai den Höhepunkt der Proteste: spontanen Arbeitsniederlegungen folgten bald konkrete Unmutsäußerungen, welche unter anderem die massive Verschlechterung der Lebensbedingungen kritisierten, eine Reduktion der gewaltigen Belastung durch lange Arbeitszeiten und ein Ende der militärischen Betriebsleitungen forderten. Angesichts der umfangreichen Streikbewegungen wurden bald Entlastungen von Seiten der Arbeitgeber zugesichert und „Beschwerdekommissionen“ für Arbeiter in den

vielkritisierten Kriegsbetrieben gewährt, die nun als Regulativ dem Arbeitskampf im Vorfeld vorbeugen sollten. Die zu Beginn des Jahres 1918 ausgebrochenen Streikbewegungen hatten ähnlich konkrete Anläßfälle: durch eine Kürzung der Mehrlation war es am 14. Jänner zu erneuten Streiks in Wiener Neustadt gekommen, die sich nach wenigen Tage auf die Stadt Wien ausweiteten und bis 21. Jänner andauern sollten, der Juni-Streik wurde hingegen durch eine Lohnbewegung ausgelöst.³⁰⁷

Die im Verlaufe des Krieges immer häufiger zu Tage tretenden Mißstände in Betrieben und Versorgung bewegten auch zahlreiche jugendliche Arbeiter dazu, verstärkt an Streikbewegungen mitzuwirken. Dabei blieben sie, genauso wie weibliche Arbeiterinnen, selten im Hintergrund, nahmen oft eine bedeutende Rolle ein und konnten damit – so Hans Hautmanns These – sogar als Vorbild für die erwachsenen männlichen Arbeiter fungieren. Infolge der oft erst kurzen Betriebszugehörigkeit waren Jugendliche und Frauen wesentlich früher zu einem Streik bereit als die Stammebelegschaft, die oftmals loyal gegenüber dem Unternehmen blieb und zu einem Hinnehmen der Situation tendierte. Auch konnten jugendliche (wie weibliche) Arbeiter nicht mit den teilweise drakonischen Strafen belegt werden, die das Kriegsleistungsgesetz für erwachsene männliche Arbeiter vorsah. In leitender Funktion hatten jugendliche Fabrikarbeiter an den revolutionären Streikbewegungen wohl nicht teilgenommen, ebensowenig waren sie zu Kriegsende Arbeiterräte geworden, dagegen sprach allein schon ihr Alter. Bei Aktionen wie Teuerungsprotesten, Überfällen auf Brotwägen und Plünderungen von Lebensmittelgeschäften waren Arbeiterinnen und Jugendliche hingegen deutlich überrepräsentiert.³⁰⁸

„...nach einer [an die Maifeierlichkeiten anschließenden] Versammlung im Favoritner Arbeiterheim kam es zu einer Demonstration, in dem [sic!] eine Frauensperson vor dem Arbeiterheim plötzlich den Ruf ausstieß: ‚Wir wollen den sofortigen Frieden, haben Hunger und gehen in die Stadt‘. Auf diesen Ruf zogen mehrere hundert Versammlungsteilnehmer darunter halbwüchsige Burschen, Frauen und Mädchen durch die Laxenburgerstraße stadtwärts. [...] Ungefähr 150 gelangten bis zum Favoritenplatz, wo sie zerstreut wurden. [...] Hierbei wurden insgesamt 16 Personen (Frauen und halbwüchsige Burschen) wegen polizeiwidrigen Verhaltens arretiert und aufs Kommissariat gebracht.“³⁰⁹

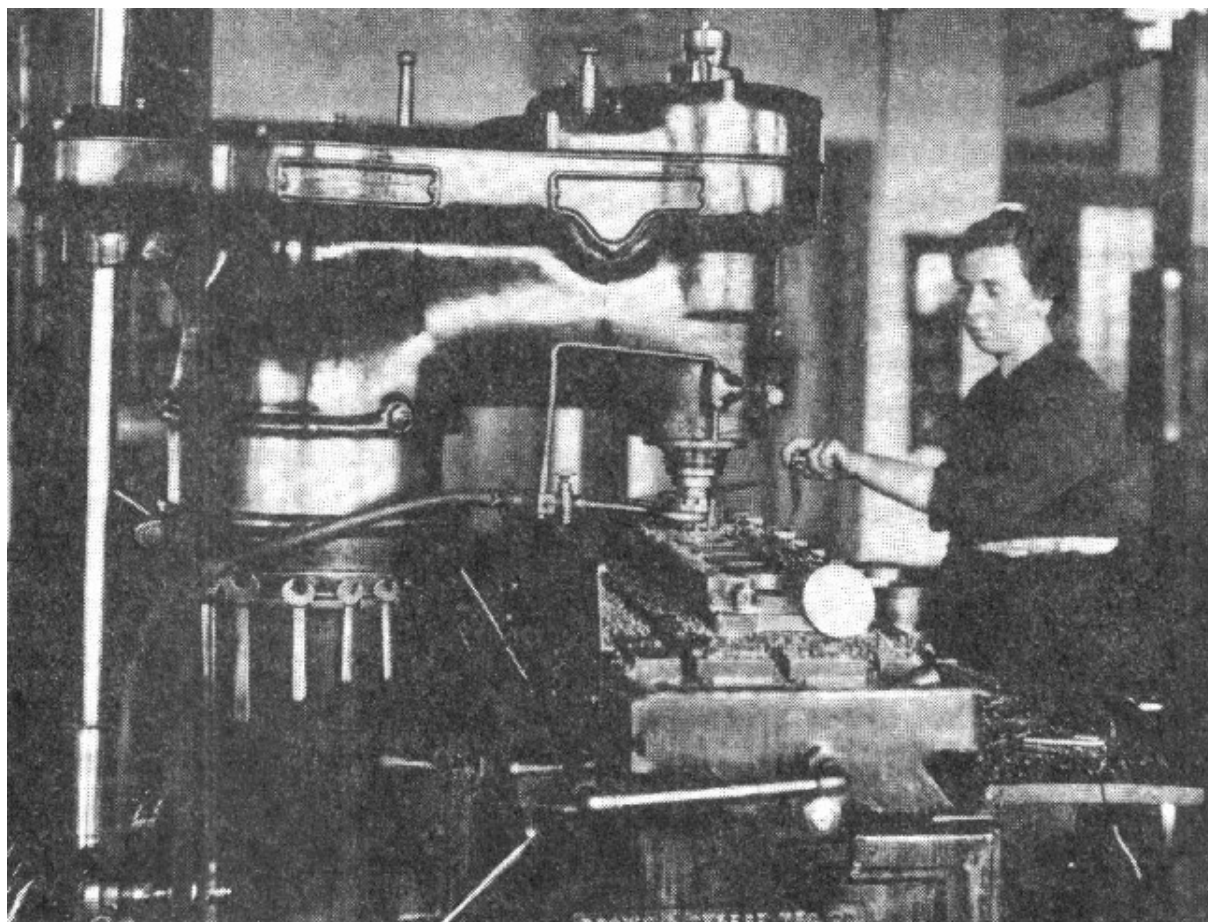
³⁰⁷ Hautmann, Rätebewegung, 69f., 73, 83, 135, 156 u. 170; Augeneder, 17 u. 88f. und Hautmann / Kropf, 122

³⁰⁸ Augeneder, 212, Hautmann / Kropf, 114; Hautmann, Rätebewegung, 61, 73f. u. 160f. und Neugebauer, 107

³⁰⁹ Wiener Polizeibericht aus dem Mai 1917 – zitiert nach: Harald Troch, Rebellenonntag. Der 1. Mai zwischen Politik, Arbeiterkultur und Volksfest in Österreich (1890 - 1918) (Materialien zur Arbeiterbewegung 58), Wien / Zürich 1991, 166f.

4.4.5 Auf- und Ausstiegsmöglichkeiten

Durch das Anwachsen der ungelerten Arbeitstätigkeiten in der Fabrik wurde die traditionelle Form der „Ausbildung durch Mitarbeit“ weitgehend verdrängt, was das Lehrlingswesen im industriellen Bereich vor der Ersten Republik relativ unbedeutend werden ließ. Die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen wurde sogleich nach dem Beginn ihrer Erwerbstätigkeit in den Produktionsprozeß eingegliedert, in unterschiedlichen Tätigkeiten angeleert, vor allem an selbständig bedienbaren maschinellen Arbeitsplätzen. In den Siemens-Schuckert Werken existierten etwa mit „Wickeln“, „Bohren“ und „Fräsen“ spezifisch jugendliche Arbeitsbereiche, welche wie Stanzen oder Pressen zu den einfacheren Tätigkeiten zählten und deshalb primär ungelerten Arbeitern zugewiesen wurden. Deutsch berichtet zudem von einer dreijährigen „Fabriklehre“, die auf einem fortlaufenden Wechsel zwischen den Maschinen des Werkes beruhte. Ob diese „Fabriklehrlinge“ ähnlichen Ausbeutungsmechanismen unterworfen waren, wie sie Jugendliche im gewerblichen Bereich oft antrafen, ist unklar.³¹⁰



Arbeiterin an einer Stanzmaschine in den Siemens-Schuckert Werken, Wien / Engerthstraße (1915) – Abb. aus: Augeneder, 71

³¹⁰ vgl. Deutsch, 53f.; Fidesser, 30; Neugebauer, 21 und Mitterauer, 141

Da die Möglichkeiten einer innerbetrieblichen Aus- und Fortbildung für ungelernete Arbeiter generell nicht vorhanden waren, blieben Chancen zum beruflichen Aufstieg rar. Erst mit fortlaufender Dauer der Betriebszugehörigkeit und den dadurch erworbenen Fähigkeiten stieg die Wahrscheinlichkeit, eine höhere Stufe in der Arbeitshierarchie zu erreichen; als Ungelernter blieb man jedoch stets hinter qualifizierten Arbeitern zurückgestellt.³¹¹

Ein völliger Ausstieg ungelernerer jugendlicher Fabrikarbeiter aus ihrer Erwerbsarbeit mutet illusorisch an und erfolgte nur in (wenigen) Ausnahmefällen. Beinahe ausschließlich fungierten politische oder publizistische Tätigkeiten in Gewerkschaft und Arbeiterbewegung als „Karrieremöglichkeit“ außerhalb der Fabrik. Begünstigt durch den Prozeß der Institutionalisierung der Sozialdemokratie und deren Entwicklung zur Massenpartei wurden politische Funktionen auch für Arbeiter geöffnet. Eine politische Karriere aus der Fabrik blieb jedoch nur schwer umsetzbar – schon die geringe Schulbildung und die Erschöpfung durch die Lohnarbeit minimierten etwaige Partizipationsmöglichkeiten am politischen Leben.

Oft wies das Engagement im Arbeitskampf in eine politische Tätigkeit, wie etwa bei Amalie Seidl, die durch ihre führende Rolle beim Arbeiterinnenstreik 1893 noch als Jugendliche in die Arbeiterbewegung fand.³¹² Besonders für Mädchen und junge Frauen war die Möglichkeit zur politischen Partizipation aber schwierig, allein die Teilnahme an einer politischen Versammlung noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts außergewöhnlich: *„Ich war das einzige weibliche Wesen im Saale, und alle Blicke, als wir [Adelheid Popp und der sie begleitende ältere Bruder] uns durchdrängten, richteten sich erstaunt auf mich.“*³¹³

Gerade aktive Partizipation an derartigen Veranstaltungen und Mitgliedschaft in Bildungsvereinen boten Zugangsmöglichkeiten zur Sozialdemokratie. Dennoch konnten die politischen Ambitionen (jugendlicher) Arbeiterinnen oft nur durch Protektion von etablierten – natürlich männlichen – Parteifunktionären verwirklicht werden: so ermöglichten etwa Victor Adler und der Vorsitzende der Gewerkschaftskommission Anton Hueber den ehemaligen Fabrikarbeiterinnen Anna Boschek und Adelheid Popp noch als Jugendliche eine politische Laufbahn.³¹⁴

³¹¹ Bernays, 207 und Ruppert, Die Arbeiter. Zwischen Ständen, Schichten und sozialer Klasse, 41

³¹² vgl. Seidl, 68; ähnlich auch bei Rosa Jochmann – vgl. Sporrer / Steiner, 21f.

³¹³ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 41

³¹⁴ Hauch, Arbeit Frau, 70f. und vgl. Seidl, 68

5. Freizeit

„In der Tat: wo wäre der Lebensraum anders zu suchen, als in der Freiheit? Ohne Freiheit verdient das Leben den Namen des Lebens nicht. Also ist es auch nicht das Leben selbst, sondern nur erst seine Vorbedingung, seine Voraussetzung, wenn der Mensch seine Arbeitskraft für das ‚bißchen Leben‘ in der Fabrik verdingt. Er arbeitet, um zu leben; dort, wo er arbeitet, lebt er nicht.“³¹⁵

Nun soll also dieses „bißchen Leben“ betrachtet werden, außerhalb der Fabrik, frei von Druck und Erfordernissen industrieller Lohnarbeit. Die Voraussetzungen dafür sind denkbar schlecht – Arbeitszeiten von 9-11 Stunden täglich mit dem daran anschließenden Zeitaufwand für die notwendige Reproduktionsarbeit und eine Sonntagsruhe von lediglich 24 Stunden beschränkten die Freizeit eines Fabrikarbeiters enorm. Erweiterte Freizeitmöglichkeiten sollten erst mit der Umsetzung des lange geforderten Achtstundentages nach 1918 möglich werden.³¹⁶

Das Ausmaß der arbeitsfreien Zeit wies beträchtliche regionale Unterschiede auf – grundlegend zwischen Stadt und Land, aber auch zwischen den verschiedenen Industriezentren – damit ergaben sich auch regional variierende Freizeit- und Entwicklungsmöglichkeiten für die Arbeiterschaft. Primär wurde die freie Zeit zur Erholung von der Produktions- und Reproduktionsarbeit genutzt, wie eine österreichische Erhebung aus dem Jahre 1909 zeigt, erst über die verbleibende Zeit konnte wirklich frei verfügt werden.³¹⁷

5.1 Freizeitvergnügen oder Fortbildung? Möglichkeiten der Freizeitgestaltung

Aus dem alltäglichen „Trott“ einer weitgehend fremdbestimmten Lebenswelt, dem „aufgezwungenen Ritual des Alltags“³¹⁸ ausubrechen und seine Zeit aktiv zu gestalten, stand sicherlich im Vordergrund der jugendlichen Freizeitbestrebungen. Welche Prioritäten gesetzt und wozu die freie Zeit letzten Endes verwendet wurde, ob für Fortbildung oder „Vergnügen“, blieb der Mehrzahl der Arbeiterjugendlichen wohl – innerhalb gewisser Rahmenbedingungen – weitgehend selbst überlassen.

³¹⁵ zitiert – Eugen Rosenstock, Der Lebensraum des Industriearbeiters, aus: Werkstattaussiedlung, Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters (1922), in: Fürstenberg, Industriesoziologie 1, 219

³¹⁶ vgl. Deutsch, 62f.

³¹⁷ Langewiesche, 34

³¹⁸ zitiert – Maimann, 610f.

In der arbeitsfreien Zeit sollten die Beschränkungen durch Alltagsleben und Fabrik vergessen werden, somit wurden das eigenständige „Losziehen“ sowie die Teilnahme der Jugendlichen an Vergnügungsveranstaltungen und Vereinsleben wesentliche Bestandteile der Freizeitgestaltung. Schon um 1910 stellten die 19 Bezirksorganisationen der Arbeiterjugend ein umfangreiches Freizeitprogramm für heranwachsende Proletarier bereit, welches regelmäßig stattfindende Konzerte, Tanzveranstaltungen, Theateraufführungen und sogar Feste beinhaltete.³¹⁹ Aber auch die von Sozialdemokratie und kirchlichen Organisationen kritisierte „Populärwelt“ bot zerstreute Unterhaltung: der Besuch eines Kinos brachte nicht nur Entspannung und Abwechslung mit sich, sondern ließ an oft „Sensationellem“ teilhaben. Besonders Arbeiterinnen frequentierten die neuentstandenen Kinos, die ihnen – im Gegensatz zu Vereinswesen oder Wirtshauskultur – relativ uneingeschränkt offenstanden. Bereits im Jahre 1896 war der erste Wiener „Kinematograph“ eröffnet worden, der relativ geringe Eintrittspreis von 50 Kreuzern begünstigte die Partizipationsmöglichkeit am neuen Medium und so entstanden in einem regelrechten „Kinoboom“ zwischen 1898 und 1910 13 weitere Kinos rund um den Prater, das erste Favoritener Kino wurde 1912 im Arbeiterheim des Bezirks eröffnet. Daß das Kino auch von jugendlichen Arbeitern frequentiert wurde, ist anzunehmen, setzten doch ab 1910 von Seiten der Sozialdemokraten warnende Stimmen gegen die angeblich gezeigten „Schundfilme“ (und deren Auswirkung auf die Jugend) ein. Zu einem Massenphänomen – auch für unterprivilegiere Schichten – entwickelte sich der regelmäßige Kinogang aber erst während der Ersten Republik.³²⁰

Ähnlich beliebt war der Besuch von Jahrmärkten (in Wien wohl primär des Praters) welche als traditionelle Vergnügungsform besonders Zuwanderer aus dem agrarischen Milieu ansprachen. Die Teilnahme an derartigen Veranstaltungen war durchaus auch in Krisenzeiten verbreitet, es wurde der Konsum lediglich eingeschränkt, anstatt völlig darauf zu verzichten.³²¹

Wirtshäuser wurden von proletarischen Jugendlichen nach „Feierabend“ wohl regelmäßig besucht, fungierten – ähnlich wie bei erwachsenen Arbeitern – als „abendliches Freizeitvergnügen“, ebenso als „Zufluchtsort“, etwa um den belastenden und beengenden Wohn- und Lebensverhältnissen zu entgehen. Entscheidend scheint in diesem Falle eher die

³¹⁹ Langewiesche, 72; Lynn Abrams, Zur Entwicklung einer kommerziellen Arbeiterkultur im Ruhrgebiet (1879-1914), in: Kift, 52 und Michael Schäfer, Das Milieu der katholischen Arbeiter im Ruhrgebiet (1890-1914), in: Kift, 222

³²⁰ Kurt Hickethier, Arbeitertheater und Arbeiterfilm, in: Ruppert, Die Arbeiter, 351; Dagmar Kift, Arbeiterkulturforschung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, in: *die.*, 16-18; Sandgruber, Ökonomie und Politik, 282f. und Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 1, 142, s. v. Arbeiterheim Favoriten

³²¹ Kift, Arbeiterkulturforschung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, 12f. und Abrams, 36f.

Funktion eines sozialen Treffpunkts nach der Arbeit gewesen zu sein, an dem durch die gemeinsame Freizeitgestaltung Kontakte vertieft werden konnten. Die Existenz einer jugendlichen Trinkkultur muß jedoch angezweifelt werden, fehlte zu ihr doch im Regelfall die finanzielle Möglichkeit.³²²

Für jugendliche Arbeiter war die Partizipation am Konsum generell eingeschränkt, determiniert durch die ökonomische Realität der Lebensumstände. Die nur begrenzt verfügbaren Ressourcen Zeit und Geld ließen die Autonomie der außerhäuslichen Freizeitgestaltung auf ein Minimum schrumpfen, auch konnte die selbstbestimmte Konsumation einen latenten Konfliktbereich zwischen den heranwachsenden Arbeitern und deren Eltern bilden. Dennoch war ein gewisser ökonomischer Spielraum, wenn er auch gering gewesen sein mag, stets vorhanden: „Die ‚objektiven Gegebenheiten‘ haben die Arbeiter/innen zwar beeinflußt, aber nicht total determiniert.“³²³ Es blieb durchaus Raum für eigenständige Entscheidungen, etwa den bewußten Einsatz des Geldes für Selbstrepräsentation durch Freizeitgestaltung oder vornehmere Kleidung, auch wenn danach an alltäglichen Bedürfnissen gespart werden mußte. „*Wenn ich am Sonntag in die Kirche ging, sollte niemand in mir die Fabrikarbeiterin erkennen*“, schrieb Adelheid Popp, denn – so gibt sie zu – „*meiner Arbeit schämte ich mich*.“³²⁴

Ein prototypisches Konsumverhalten von Arbeiterjugendlichen ist nicht rekonstruierbar, es scheint aber mit dem anderer sozialer Schichten weitgehend kongruent gewesen zu sein – Konsumgüter wurden offenbar ebenso von den heranwachsenden Arbeitern als Ausdrucksmöglichkeit von Individualität oder als Teil einer Inszenierung (etwa mittels Bekleidung) gesehen.³²⁵ Nicht zu unterschätzen ist die Emanzipationsmöglichkeit eines Jugendlichen durch Konsum, der es ihm ermöglichte, den gewohnten Arbeits- und Lebensraum zumindest zeitweise hinter sich lassen und sich „selbst“ verwirklichen zu können.³²⁶

Wesentlich beeinflußt wurde das Freizeitverhalten sicherlich durch die Art der Arbeitstätigkeit und die dadurch tagtäglich erfahrene physische und psychische Belastung. Anders als es die sozialistischen Theoretiker erhofft hatten, ähnelten die Freizeitwünsche der

³²² Linse, 100f.; Mitterauer, 221 und Kift, Arbeiterkulturforschung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, 10

³²³ zitiert – Hans Safrian, Geschichte der Arbeiterbewegung und der Arbeiterkultur, in: *Ehalt*, Geschichte von unten, 289

³²⁴ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 25

³²⁵ Sandgruber, Einkommensentwicklung, 220f.; Ruppert, „Und wär’ es nur das Brot allein“, 12 und Mitterauer, 123

³²⁶ vgl. Rosenstock, 220

Arbeiterschaft durchaus tradierten Entwürfen, „Wünschen nach privatem ‚kleinen‘ Glück, die sich in eher traditionellen und kulturell zugelassenen Symbolen ausdrückten: Blumen pflegen, Globus studieren, Zeichnen, Basteln, Tanzen bis hin zum Kirchgang.“³²⁷

*„An Sonn- und Feiertagen dem Körper auf dem alten Sofa den Luxus der Faulheit gönnend, um abends mit der Mutter einen kleinen Gasthausgarten zu besuchen, wo es billiges Bier und Würstel mit Kren gab. So verbrachte ich einen Sommer, den mir niemand zurückgeben kann.“*³²⁸

Bedürfnisse, die – wenn man die alltäglichen Lebens- und Arbeitsbedingungen des Proletariats reflektiert – überaus verständlich anmuten, von sozialdemokratischer Seite jedoch wenig berücksichtigt und oftmals als „kleinbürgerlich“ gebrandmarkt wurden.³²⁹

5.2 Arbeiterbildung - „der lesende Arbeiter“

Ein Einwirken der Arbeitereltern auf eine „sinnvolle“ Freizeitgestaltung ist nur teilweise rekonstruierbar; signifikante Bildungsbestrebungen, die wahrscheinlich gerade auch auf die Heranwachsenden projiziert wurden, waren eher in gewerkschaftlich organisierten, „besser gestellten“ Familien anzutreffen. Hier hatte das Postulat der Arbeiterbewegung nach Bildung, die eine Verbesserung der Lebensumstände ermöglichen sollte, ab der Jahrhundertwende eine wesentliche Bewußtseinsänderung bewirkt. Trotz der Förderung und Unterstützung durch die Eltern verlangte die Weiterbildung von Arbeiterjugendlichen sicherlich ein „hohes persönliches Engagement und Opferbereitschaft“³³⁰.

*„Ich muß aus eigener Erfahrung sagen, daß man schon einen der Spannung gleichenden Trieb haben muß, um sich, an allen Gliedern müde, hinzusetzen und ein Buch zu lesen oder gar studieren zu wollen.“*³³¹

Kinder ungelerner Arbeiter sahen sich mit erschwerten Bedingungen konfrontiert, wurden doch deren Bildungsbestrebungen durch die Familie meistens relativ gleichgültig betrachtet und kaum aktiv unterstützt. Hier mußte der Jugendliche selbst über einen großen Aufstiegswillen verfügen, um mit Konsequenz und Disziplin über Büchern zu sitzen, während seine Altersgenossen am Konsum partizipierten.³³² So unerreichbar der soziale Aufstieg auch erschien, existierte der Wunsch danach dennoch häufig, wie Julius Deutsch um 1910 bei einer Befragung von über zweihundert Arbeitern der Siemens-Schuckert Werke hatte feststellen können:

³²⁷ zitiert – Lüdtke, 69

³²⁸ zitiert – Petzold, 279

³²⁹ vgl. Maimann, 601 und 617; Fürstenberg, Arbeitssoziologie, 93f.

³³⁰ zitiert – Langewiesche, 34

³³¹ Wenzel Holek in *Die geistige Lebenslage der Arbeiter* (1912), zitiert nach: Langewiesche, 137f.

³³² Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 80 und Hanisch, 140

*„Die Arbeiter strebten in ihren jüngeren Jahren nach Höherem. Es lockten sie vor allem die Intelligenzberufe. Lehrer, Techniker, Beamter oder ähnliches zu werden, das war ihres vornehmsten Zieles Streben.“*³³³

Das für so lange Zeit grundlegende Bildungshemmnis Analphabetismus konnte schon nach der Jahrhundertwende beseitigt werden, was primär als Erfolg der sozialistischen Bildungsarbeit zu interpretieren ist. Hatte der Analphabetismus im Jahre 1880 38,1% der männlichen und 44,9% der weibliche Bevölkerung über 10 Jahren in der Habsburgermonarchie betroffen (in Wien waren – laut Volkszählung – etwa 49.000 Männer und 62.000 Frauen Halb- oder Analphabeten), war der Prozentsatz bis 1910 schon auf 2,5% der Wiener Bevölkerung gesunken, Jugendliche zwischen 11 und 20 Jahren wiesen gar nur eine Halb- und Analphabetenrate von 0,7% auf, während es in Gesamtösterreich 10,9% waren.³³⁴ Aber immer noch behinderten lange Arbeitszeiten, mangelnde Schulbildung und die oft unzureichende Wohnsituation etwaige Bildungsbestrebungen. Viele Jugendliche hatten – aufgrund der hohen Durchfallsraten und oftmaligen Abwesenheit während der Schulzeit – nicht einmal die (eigentlich als verpflichtend vorgesehene und an die Volksschule anschließende) dreijährige Bürgerschule beenden können.³³⁵ Auch offenbaren etwa die Kostenrechnungen sogar relativ „respektabler“ Wiener Arbeiterhaushalte eine nur geringe Bereitschaft, in die Fortbildung zu investieren: für „geistige Zwecke“ waren 1912-14 im Budget durchschnittlich lediglich 3,6%, für Alkohol hingegen 5% veranschlagt worden.³³⁶

Ab der zweiten Hälfte der 1860er Jahre entstanden in Wien die ersten proletarischen Bildungsvereine, etwa 1867 der Gumpendorfer Arbeiterbildungsverein, welcher rasch an Bedeutung gewann und bis 1870 auf beinahe 6.000 Mitglieder anwachsen sollte. Während der 1890er Jahre erfolgten in einem regelrechten Bildungsschub zahlreiche Gründungen weiterer Arbeiterbildungsvereine und die Erweiterung der Fortbildungsangebote. Im Jahre 1892 schrieb das sozialdemokratische Parteiprogramm von Hainburg ein „Recht auf Bildung“ fest, welches zur Pflicht für den „bewußten“ Arbeiter werden sollte.³³⁷ Mit dem Verständnis der

³³³ zitiert – Deutsch, 65

³³⁴ Harald Troch, „Quelle der Belehrung und Veredelung“. Die Arbeiterbildungsvereine als Keimzelle, in: *ders.* (Hg.), *Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit* (Sozialistische Bibliothek), Wien 1997, 15 und Langewiesche, 42 u. 159

³³⁵ Wegs, 81-83 und 87f.

³³⁶ Hanisch, 142

³³⁷ Helge Zoitl, *Bildungsarbeit der deutschen Sozialdemokratie in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg*, in: *Botz / Hautmann*, 449f.; *Historisches Lexikon der Stadt Wien*. Band 1, 139, s. v. Arbeiterbewegung und ebd. 140, s. v. Arbeiterbildungsvereine

Arbeiterbewegung als explizit „*kulturelle[r] Bewegung*“³³⁸ sah sich die Sozialdemokratie nun als primäre Trägerin der proletarischen Bildungsbestrebungen und begann verstärkt entsprechende Institutionen und Infrastruktur bereitzustellen. Kontinuierlich wurden die Bibliotheken innerhalb der Bildungsvereinsstruktur ausgebaut, gleichzeitig erfolgte eine Öffnung der Gewerkschaftsbibliotheken für die allgemeine Leserschaft, ab 1900 übernahmen die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie schließlich das Bildungsfeld weitgehend von den Arbeiterbildungsvereinen. Bildungsarbeit wurde zur Vorfeldarbeit von Gewerkschaft und Partei, gleichzeitig zur Aufklärungsarbeit, die sich gegen Gleichgültigkeit, gegen das Hinnehmen der Lebenssituation besonders durch minder qualifizierte Arbeiter richtete und sich damit auch an Jugendliche wandte:³³⁹

*„Den Arbeiter aus stumpfer Gleichgültigkeit aufzurütteln, ihn aus der Gebundenheit an die Anschauung anderer Klassen zu befreien, ihn mit stolzem Selbstbewußtsein zu erfüllen, ihm die große Aufgabe zu zeigen, die die Weltgeschichte seiner Klasse gestellt hat, ihm die Bedingungen des Freiheitskampfes seiner Klasse mitten in dem wirren Getriebe der kapitalistischen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates verstehen zu lehren – das sind die großen Aufgaben der sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Unser [sic!] ganze Arbeit ist Lehrarbeit, Erziehungsarbeit – Bildungsarbeit.“*³⁴⁰

Unter jugendlichen Arbeitern war die Lektüre von Büchern als Freizeitbeschäftigung offensichtlich weit verbreitet, fungierte als Zerstreuung und „Fluchtmöglichkeit“ aus einer beengten Realität. Auch in den Arbeitererinnerungen wird der Leseerfahrung eine oft zentrale Position zugewiesen, vielfach aber – wie Alfred Pfoser anmerkt – in einem allzu prototypischen (und damit stilisierten) Entwicklungsschema nachgezeichnet:

*„Aus dem literarischen Saulus der Gartenlauben- und Rinaldo-Rinaldini-Lektüre wurde ein geläuterter Paulus, der seine Freizeit und seine Nachtstunden mit den Klassikern und modernen Gesellschaftsromanen verbrachte.“*³⁴¹

Trotz der Mahnung zeitgenössischer Beobachter, daß Trivialliteratur mit ihrer „*Neigung zum Abenteuerlichen*“³⁴² zu einer kriminellen Karriere anstiften würde, war die Lektüre dieser (von allen Seiten kritisierten) Bücher und Hefte auch unter Jugendlichen verbreitet.³⁴³ Die Leseinteressen der Jugendlichen waren vielfältig, beschränkten sich keineswegs ausschließlich auf obengenannte „Schundromane“, sondern umfaßten auch sozialkritische Lektüre, wie etwa Émile Zolas 1885 erschienenen Roman „Germinal“, der den Arbeitskampf

³³⁸ Max Adler in *Der Sozialismus und die Intellektuellen* (1910) – zitiert nach: Zoitl, 456

³³⁹ Langewiesche, 65-67 u. 367 und Zoitl, 458f.

³⁴⁰ Aus der Zeitschrift *Bildungsarbeit. Blätter für das Bildungswesen der deutschen Sozialdemokratie in Österreich* (August 1909) – zitiert nach: Langewiesche, 17

³⁴¹ zitiert – Pfoser, 78

³⁴² zitiert – Kinderschutzkongreß, 94

französischer Bergwerksarbeiter um 1860 thematisiert.³⁴⁴ Häufig wurden, was die Entlehnstatistiken einzelner Wiener Bibliotheken belegen, Bücher aus der Kategorie „schöne Literatur“ (also Romane, Erzählungen, Lyrik und Dramen) gelesen, spezifisch sozialistische Lektüre blieb hingegen dahinter weit zurück. Derartige Entlehnstatistiken können, trotzdem sie kaum altersspezifische Aufschlüsselungen enthalten, überaus interessante Einblicke in die Vorstellungen, Traumwelten und Projektionen der Jugendlichen zulassen. So bevorzugten die Leser der Ottakringer Jugendbibliothek im Jahre 1910 deutlich Abenteuer-, Indianer- und Seefahrergeschichten, die beliebtesten Autoren waren hier Wilhelm Busch und – wenig überraschend – James Fenimore Cooper.³⁴⁵

Naturgemäß wiesen die Wunschvorstellungen der Arbeiterbewegung in eine andere Richtung, Lesen sollte vielmehr als Chance zur eigenständigen Aneignung von vorenthaltenem Wissen und zum sozialen Aufstieg, denn zum bloßen Vergnügen dienen. Die Lenkungsversuche der sozialdemokratischen Theoretiker scheiterten jedoch weitgehend und konnten die Leseinteressen der Arbeiterschaft nicht nachhaltig verändern. Daß die in den Parteipublikationen verbreitete, relativ komplexe theoretische Materie mit besser situierten und qualifizierten Arbeitern nur eine Minderheit der Proletarier erreichte, jugendliche Arbeiter aber mit ihrer achtjährigen Schulbildung wohl überforderte und langweilte, wurde vielfach negiert.³⁴⁶

„Verwendet eure freie Zeit so, daß sie euch und eurer Klasse zum Gewinn wird! Benützet die Abende zum Lernen und Lesen! Besucht die Vorträge der Organisationen! Nehmt gute Bücher, leichtverständliche Schriften wissenschaftlichen Inhalts und schöne wertvolle Romane aus der Bibliothek in eure Wohnstube mit! Je mehr Wissen ihr erwerbet, um so besser seit [sic!] ihr für kommende Kämpfe gerüstet!“³⁴⁷

Eigene Bücher waren selten, eher in ökonomisch besser gestellten Arbeiterhaushalten vorhanden, als kostengünstige Alternative konnte Lektüre aus öffentlichen Büchereien, wie etwa Volks-, Leih- und Arbeiterbibliotheken, entlehnt werden, im Bereich der „Schundhefte“ herrschte auch unter Arbeiterjugendlichen ein reger Tauschverkehr. Im Jahre 1909 war es zur Neugründung einer eigenständigen Jugendbibliothek in Ottakring gekommen, die – wie die in den Folgejahren gegründeten weiteren Kinder- und Jugendbibliotheken – relativ gut besucht

³⁴³ vgl. ebd. u. 71f.; Pfoser, 76-78 und Hanisch, 143

³⁴⁴ vgl. Rosa Jochmanns Aussage in: Sporrer / Steiner, 22f.

³⁴⁵ Langewiesche, 174 und 182; Mitterauer, 221 und Hanisch, 145

³⁴⁶ Langewiesche, 137-140; Zoitl, 465f.; Kift, Arbeiterkulturforchung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, 22 und vgl. Emmerich, 303

war und eine wesentlich höhere Leserquote als die Erwachsenenbibliotheken aufwies, aber auch in den übrigen Wiener Büchereien blieben Leser unter 20 Jahren stark überrepräsentiert. Das System der verbandseigenen Kleinbibliotheken, welche oftmals über kein Katalogsystem verfügten und nur kurz geöffnet waren, ließ bald Forderungen nach der Zusammenfassung in Zentralbibliotheken laut werden. Robert Danneberg, der damalige Sekretär des Wiener Zentralbildungsausschusses, kritisierte neben der schlechten Qualität des Bücherbestandes auch die unnötige Zersplitterung der Bibliotheken:³⁴⁸ *„Jeder Verein hat seine eigene Bibliothek; keiner besitzt eine große, jeder hat höchstens drei Dutzend Bücher. Ein fleißiger Benützer wird mit der Bibliothek bald fertig sein.“*³⁴⁹

Tabelle: Inanspruchnahme von Bildungsangeboten in Wien – jugendliche Leser bzw. Hörer

	Anteil der bis 20jährigen
Arbeiter-Zentralbibliothek XXI. Bezirk, 1911/12	38,1%
Arbeiter-Zentralbibliothek, 7 Bezirke, 1913	25,1%
Verein Zentralbibliothek, Zentrale, um 1900	27%
Gewerkschaftliche Unterrichtskurse und Vorträge, 1909/1910	40,9%
(volkstümliche) Universitätskurse, 1903/04	10,2%
Wiener Gesamtbevölkerung (über 10 Jahre), 1910	22,7%

(Quelle: Langewiesche, 158)

Einen weiteren wichtigen Teil der sozialdemokratischen Bildungsstruktur stellte das Kursangebot dar, welches sich explizit an Jugendliche richtete und neben theoretischen oder wissenschaftlichen Thematiken auch berufsbezogene Fortbildungsmaßnahmen, wie etwa Stenographiekurse beinhaltete. Vor allem die Arbeiterjugendbewegung komplettierte die Bildungsinfrastruktur beständig, richtete sich dabei bewußt nicht nur nach den Bedürfnissen der eigenen Mitglieder und vermochte so nach der Jahrhundertwende die Attraktivität der sozialdemokratischen Bildungsangebote gegenüber den universitären Kursen zu steigern. Neben der Herausgabe der Vereinszeitung „Der jugendliche Arbeiter“ – welche sich vorrangig als Bildungsorgan verstand – wurden Lesungen, Vorträge, Sport- und Konzertveranstaltungen organisiert, die Jugendlichen eine wohl einmalige Ausbruchsmöglichkeit aus dem beschränkten, monotonen Alltag boten. Mitglieder der „Freien Vereinigung sozialistischer Studenten“ unterstützten die rege Vortragstätigkeit der Arbeiterjugend, welche meist kostenlos durchgeführt wurde und in den Vorkriegsjahren in Wien jährlich etwa vierhundert Vorträge umfaßte. Da die Angebote jedoch auf die

³⁴⁷ Flugblatt des Unterrichtsausschusses der Wiener Arbeiterorganisationen (1914) – zitiert nach: Langewiesche, 397

³⁴⁸ ebd., 93-96 u. 157 und Hanisch, 143f.

³⁴⁹ Robert Danneberg in *Schaffet Zentralbibliotheken* (1909/10), zitiert nach: Langewiesche, 95.

eingeschränkte Bildung der Jugendlichen abgestimmt sein mußten, konnten komplexere ideologisch-theoretische Inhalte nur bedingt vermittelt werden.³⁵⁰

Natürlich inkludierte sozialdemokratische Bildungsarbeit (legitimerweise) auch die Verfolgung eigener Ziele: „Wenn die Gewerkschaften sich rechtzeitig um die geistige Beeinflussung der Kinder ihrer Mitglieder und der Lehrlinge kümmern, werden sie später viel Geld und Mühe in der Agitation sparen“.³⁵¹ Funktionärskurse und Jugendschulungen behandelten neben sozialistischen und juristischen Themen, wie ein Programm aus dem Jahre 1911 zeigt, beispielsweise auch Punkte wie „Christentum und Sozialismus“, Militarismus und ein „Standardthema“ der Arbeiterbewegung – die Vermittlung der schädlichen Wirkung des Alkoholkonsums. Die „Arbeiterschule“, mit der ein sozialdemokratisches Pendant zu den Hochschulkursen geschaffen wurde, ermöglichte Funktionärsschulungen, die sich weitgehend auf gesellschaftsbezogene Themen, wie Nationalökonomie, Staats- und Gesellschaftslehre, österreichisches Recht und Geschichte, konzentrierten. Hier waren jedoch Jugendliche unter 20 Jahren, die in den sozialdemokratischen Bibliotheken und Vorträgen dominierten, unterrepräsentiert.³⁵²

Die Arbeits- und Lohnbedingungen der Großstadt begünstigten generell eine Teilnahme an Bildungsangeboten, auch verfügten die städtischen Arbeiterorganisationen über stärkere Finanzkraft und konnten somit ein breites Kursangebot bereitstellen. In ländlichen Regionen – vor allem in Kärnten, Tirol und Vorarlberg – blieb der Aufbau eines Bildungssystems hingegen schwierig und oft nur auf Städte und einzelne Fachkurse beschränkt. Die lange Arbeitszeit und die damit verbundene Erschöpfung determinierten auch im Kurswesen den Zugang zur Bildung, so konnten etwa während der Jahre 1910/11 drei Viertel der 508 Kursteilnehmer im 15. Bezirk erst nach einer neun- oder zehnstündigen Erwerbstätigkeit dem Kurs beiwohnen. Auch bewirkten der Zeitmangel, genauso wie Arbeitsplatz- und Wohnungswechsel einen hohen Teilnehmerschwund bei den Kursen.³⁵³ Zu einem signifikanten Rückgang der Bildungsarbeit war es während des Ersten Weltkrieges vor allem in quantitativer Hinsicht gekommen, das Bildungsniveau konnte jedoch, trotz eines weitgehenden Zusammenbruchs des Bibliothekswesens und eines Rückgangs der Vortragstätigkeit, zumindest in Wien aufrechterhalten werden. Erst im „Roten Wien“ sollten

³⁵⁰ Neugebauer, 62-65 und Langewiesche, 70f. u. 408

³⁵¹ Robert Danneberg in *Bildungsarbeit 2* (1911) – zitiert nach: Langewiesche, 97

³⁵² Neugebauer, 63 und Langewiesche, 305 u. 307

³⁵³ Langewiesche, 76 u. 259-263

sozialdemokratische Abendgymnasien entstehen, die eine Reifeprüfung und damit den Zugang zu höherer Bildung auch für Arbeiter ermöglichten.³⁵⁴

5.3 Arbeitersport

Historisch-soziologisch gedeutet wird Arbeitersport als „Kompensierung der Frustration, erzeugt durch die kapitalistische Gesellschaft, oder Manifestation proletarischer Selbstbefreiung“.³⁵⁵ Ähnlich argumentieren die zeitgenössischen sozialdemokratischen Theoretiker: Sport würde Ausgleich zur gesundheitsschädlichen Tätigkeit, den „einseitigen“ Belastungen in der Fabrik bieten und gleichzeitig Momente der Befreiung aus dem Alltagsleben ermöglichen.³⁵⁶ Gerade aber diese Belastungen durch Fabrikarbeit begrenzten die Teilnahmefähigkeit und -willen der Jugendlichen enorm, somit kam eine regelmäßige sportliche Betätigung wohl nur für einen Teil der jugendlichen Fabrikarbeitserschaft in Frage. Dennoch verfügten die sportlichen Aktivitäten proletarischer Heranwachsender durchaus über Kontinuität, schon im Kindesalter hatten diese in der Freizeit mit selbstgebaute Bällen – den sogenannten „Fetzenlaberln“ – auf der Gasse Fußball gespielt.³⁵⁷

Die organisatorischen Wurzeln des sozialdemokratischen Arbeitersportes liegen in der Arbeiterbildungsbewegung, aber erst nach den eher zögerlichen Anfängen einer Turnsektion der Gewerkschaft, die wohl nicht zuletzt auf die langen Arbeitszeiten potentieller Mitglieder zurückzuführen sind, konnte im Jahre 1894 der eigenständige „Allgemeine Turnverein in Wien“ gegründet werden.³⁵⁸ Sukzessive entstand eine Vielzahl regionaler und überregionaler Sportvereine, welche halfen, „das Netz der altersspezifischen Sozialisationsagenturen innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung“³⁵⁹ zu erweitern und den Einfluß der aufkommenden deutschnationalen Turnvereine abzuschwächen. Auch die Arbeiterjugendbewegung partizipierte am sozialdemokratischen Sportangebot und schloß ein Abkommen mit den Turnvereinen, um den eigenen Mitgliedern einen kostenlosen Turnunterricht ermöglichen zu können. Zudem wurde die Infrastruktur mit städtischen Sportplätzen und einem „Arbeiterstrandbad“, welches im Jahre 1909 an der Donau eröffnet wurde, beständig erweitert. Wohl vorrangig an besser situierte (also erwachsene) Arbeiter

³⁵⁴ Neugebauer, 105 und Langewiesche, 77f. u. 322

³⁵⁵ zitiert – Langewiesche, 379

³⁵⁶ vgl. Reinhard *Krammer*, Arbeitersport in Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterkultur in Österreich bis 1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung 17), Wien 1981, 38f.

³⁵⁷ Wegs, 70

³⁵⁸ Krammer, 12, 18-20 und 22f.

³⁵⁹ zitiert – Langewiesche, 72

richten sich die um die Jahrhundertwende gegründeten proletarischen Radfahrvereine, war doch die erforderliche Investition in ein eigenes Fahrrad für Jugendliche kaum leistbar.³⁶⁰

Schon bald führte das sozialdemokratische Engagement im Arbeitersport zu Uneinigkeiten innerhalb der Arbeiterbewegung, die Organisation von Freizeitbeschäftigungen sollte – so der Tenor – zugunsten einer rein politischen Arbeit eingedämmt werden. Das Einsehen in die Relevanz politischer und ideologischer Sozialisation während der Freizeit und in die Möglichkeit der Indoktrination durch Sport konnte sich jedoch durchsetzen. Obgleich Parteivorfeldorganisationen für Jugendliche – also auch Sportvereine – in quantitativer Hinsicht den parteieigenen Jugendorganisationen überlegen waren, blieb die Verbindung zwischen parteipolitischer Beeinflussung und Arbeitersport dennoch nur begrenzt effektiv. Die Umsetzung eines intendierten proletarischen Gegenentwurfes zu den bürgerlichen Sportvereinen und Wettbewerben, welcher unter anderem eine Ablehnung der („bourgeois“) Jagd nach Rekorden und der Trennung zwischen Sportlern und Zusehern beinhaltete, scheiterte in der Praxis ebenso.³⁶¹

5.4 Urlaub und Ausflugsfahrten

Im industriellen Bereich existierte Urlaub lange Zeit nur als „Geschenk“ einzelner Unternehmer, dieser wurde unbezahlt und zumeist für Arbeiter mit längerer Betriebszugehörigkeit gewährt, war also für jugendliche Arbeiter generell nicht vorgesehen. Eine wesentliche Änderung trat erst nach dem Ersten Weltkrieg ein, als die Tarifverträge ausgeweitet wurden und das „Arbeiterurlausgesetz“ des Jahres 1919 einen gesetzlichen Urlaubsanspruch für Arbeiter schuf.³⁶²

Sommerfrische und größere Ausflugsfahrten blieben somit vorrangig ein Privileg der begüterten Schichten, die begrenzten Ressourcen der Arbeiterjugendlichen ließen oftmals nur Sonntagsspaziergänge in der näheren Umgebung zu. Dennoch existierten für Arbeiter schon um die Jahrhundertwende Möglichkeiten am aufkommenden Tourismus zu partizipieren: mit der Gründung des Wiener Tourismusvereines „Naturfreunde“ im Jahre 1895 erfolgte ein sozialistischer Gegenentwurf zum bürgerlich dominierten „Alpenverein“. Den Lebens- und Einkommensverhältnissen der Arbeiter entsprechend sollten die „Naturfreunde“ eine angemessene Freizeitgestaltung ermöglichen, Ausflüge organisieren und touristische

³⁶⁰ vgl. Krammer, 28 und Neugebauer, 64f.

³⁶¹ Langewiesche, 379-381; Zoitl, 471f. und Mitterauer, 227

Infrastruktur, wie etwa Herbergen oder Wanderwege, bereitstellen. Politik und Ideologie standen offenbar nicht im Mittelpunkt der Naturfreundearbeit, so beinhaltete die rege Vortragstätigkeit beispielsweise primär familiäre Themenstellungen oder richtete sich – einmal mehr – aufklärend gegen den Alkoholismus. Erst die Partizipation am Angebot von Organisationen und Vereinen, wie den Naturfreunden, ermöglichte auch schlecht verdienenden Arbeiterjugendlichen eine (sonst nicht leistbare) aufwendigere Freizeitgestaltung. Die Gewerkschaft etwa gewährte jugendlichen Mitgliedern eine finanzielle Reisebeihilfe, welche im Jahre 1914 40 bis 135 Kronen im Jahr für Metallarbeiter betrug, Textilarbeiter erhielten 2 Heller pro zurückgelegtem Kilometer.³⁶³

Die Teilnahme an proletarischen Ausflugsfahrten beschränkte sich dennoch vor allem auf besser verdienende, also besser qualifizierte Arbeiter und deren Familien. Bereits zwei Jahre vor der Jahrhundertwende mieteten die Naturfreunde einen Sonderzug für eine Fahrt nach Salzburg an; ob der Preis von 5,50 Gulden pro Person tatsächlich so niedrig angesetzt war, daß sich selbst Familien aus niedrigeren Einkommensschichten eine derartige Reise einmal pro Jahr leisten konnten, ist fraglich. Trotzdem war die Teilnahme an solchen Fahrten zahlreich und so fuhren – von den Naturfreunden organisiert – im Jahre 1900 374 Personen von Wien nach Salzburg, 1905 bereits 600 nach Zell am See, die Ortsgruppe Graz bot ab 1903 sogar Fahrten nach Triest und Venedig an.³⁶⁴

5.5 Sozialisation durch Freizeit

5.5.1 Eigenbestimmte Jugendgruppen im proletarischen Milieu

Abseits der – weitgehend von Erwachsenen geprägten – Arbeiterbewegung und der durch sie bereitgestellten Vereinsstruktur waren im proletarischen Milieu auch eigenständige jugendliche Organisationsformen anzutreffen. Schon während der Kindheit hatte die Gasse für die heranwachsenden Arbeiter als primärer Aufenthaltsort in der Freizeit, als „Spielfeld“ und „Lernort“, fungiert, von einer Kontinuität dieses Phänomens in der Jugendphase kann ausgegangen werden. Die Straße diente als selbstbestimmte „Arbeiteröffentlichkeit“, auf die infolge der beengenden Wohnsituation ausgewichen werden konnte, Jugendlichen boten sich dort Entfaltungsmöglichkeiten, die ihnen etwa in den Familien nicht gewährt wurden. Durch den Aufenthalt auf der Straße entstanden spezifisch jugendliche Kommunikationsstrukturen, eigenständige Gruppen, die Möglichkeiten zur Identitätsfindung in einer relativ

³⁶² Langewiesche, 349 und Jürgen *Reulecke*, „Auch unsere Körper müssen einen Sabbat, auch unsere Seelen einen Sonntag haben“. Arbeitszeit, Freizeit, Urlaub, in: *Ruppert*, Die Arbeiter, 151f.

³⁶³ Langewiesche, 351-353; Safrian / Sieder, 128 und vgl. *Der jugendliche Arbeiter* 5/1914, 17

selbstbestimmten Umgebung gewährten, eine Abgrenzung von der Familie und Ausbruchsmöglichkeit aus dem ansonsten reglementierten Alltag ermöglichten. Daß die Partizipation der Jugendlichen an selbstbestimmten Gruppen auch deren Arbeitseintritt überdauerte, ist anzunehmen.³⁶⁵

Diese „Straßensozialisation“ in den Jugendgruppen konnte durchaus die elterliche Sozialisation überlagern und prägte Eigenentwürfe aus, wie das – verstärkt erst für die 1920er und 30er Jahre greifbare – proletarische Phänomen der „Halbstarke“. Der spezifische Habitus der jugendlichen Arbeiter konnte durchaus die bürgerliche Welt (etwa durch vornehme Kleidung) imitieren und sich gleichzeitig, in einer Verweigerung von Disziplin, Ordnung und Zuverlässigkeit, bewußt dagegen abgrenzen. Dominant in diesen Gruppen waren sicherlich männliche Jugendliche, die Rolle der Mädchen blieb in derartigen Männlichkeitsinszenierungen weitgehend eingeschränkt, sie wurden wohl tendenziell als Sexualobjekt betrachtet und erhielten kaum Handlungsfreiräume.³⁶⁶

Durch die häufigen Arbeits- oder Wohnungswechsel waren länger bestehende Jugendgruppen aufgrund traditioneller Bindungen (wie etwa durch gemeinsames Aufwachsen) im großstädtischen Umfeld seltener. Somit orientierten sich Jugendliche aus den Unterschichten bei ihrer Gruppenbildung stark an territorialen Gegebenheiten, an Straßenzügen, Plätzen oder Quartieren.³⁶⁷

Historisch nur schwer greifbar sind die „Straßenbanden“ (die sogenannten „Platten“) im proletarischen Milieu: Sie stellten kurzlebige Verbindungen dar, die „*besonders in Peripheriebezirken*“³⁶⁸ und eher in Ausnahmesituationen, wie etwa Arbeitslosigkeit, anzutreffen waren. Ihr unkontrolliertes Eigenleben nahe der Kleinkriminalität, die Auseinandersetzungen mit „anderen“ – primär solchen, die Reviergrenzen in Frage stellten – und die Selbstbestimmtheit abseits bürgerlicher Normen und Werte riefen die staatliche „Jugendpflege“ auf den Plan. Schuld an dieser Entwicklung trage – so stellte man fest – die Straße als „*eigentliche Brutstätte der Verwahrlosung*“³⁶⁹, sie hätte dazu geführt, daß die zumeist über 14jährigen wegen Eigentumsdelikten und „Unzucht“ straffällig geworden wären.³⁷⁰ Die kleinkriminelle Existenzform dieser Jugendgruppen ist zwar als proletarisches,

³⁶⁴ Langewiesche, 353

³⁶⁵ Safrian / Sieder, 117; Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 51; vgl. Ritter/Tenfelde, 643 und Mitterauer, 162

³⁶⁶ Maimann, 615; Ritter/Tenfelde, 644f. und Mitterauer, 211f.

³⁶⁷ Mitterauer, 193f.

³⁶⁸ zitiert – Kinderschutzkongreß, 93

³⁶⁹ zitiert – ebd., 46

³⁷⁰ vgl. ebd., 86 u. 92f. und Wegs, 70f.; Mitterauer, 212; Safrian / Sieder, 120f. u. 124

jedoch nicht als spezifisches Phänomen von arbeitenden Jugendlichen zu werten, dennoch blieben sie sicherlich im Alltagsleben mit den „Platten“ konfrontiert.³⁷¹

5.5.2 Der institutionelle Kampf um den jugendlichen Arbeiter

Die rezente (besonders bundesdeutsche) Forschung tendiert dazu, unter der Begrifflichkeit „Arbeiterkultur“ sämtliche kulturellen Ausdrucksformen der Arbeiterschaft, welche durch die schichtspezifischen Existenz- und Arbeitserfahrungen bedingt wurden und demnach auch Alltägliches beinhalten, zu subsumieren.³⁷² In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Eigenständigkeit dieser (inhomogenen) proletarischen Kultur und vor allem nach der Existenz spezifisch jugendlicher Entwürfe. Eine Orientierung der „Arbeiterkultur“ an (klein)bürgerlichen Vorbildern ist unübersehbar, reicht von einer weitgehenden Anlehnung des Arbeitervereinswesens an die bürgerliche Vereinskultur, einer Rezeption tradierter bürgerlicher Ideale in der Arbeiterbildung bis zur Imitation des bürgerlichen Erscheinungsbildes in Familien qualifizierter Arbeiter.³⁷³ Die enge Verbindung zwischen Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung begünstigte diese Entwicklung, hatten es doch die sozialdemokratischen Theoretiker (welche oftmals selbst bürgerlicher Herkunft waren) nicht vermocht, eigenständige Konzepte der Arbeiterschaft abseits bürgerlicher Schemata zu etablieren, so auch Otto Bauer, der im Jahre 1907 eine nationalbewußte (also „deutsche“) Arbeiterkultur, die an der nationalen Kultur teilnehmen sollte, postulierte.³⁷⁴ In dieser Widersprüchlichkeit ist auch ein Grund für das weitgehende Scheitern einer eigenständigen proletarischen Alltagskultur auszumachen: die sozialistische Subkultur wurde in die Gesellschaft integriert, veränderte sie zwar, konnte dadurch aber nicht zur von den Theoretikern aversierten Gegenkultur werden, was der Entwurf des „neuen Menschen“ impliziert hätte.³⁷⁵

Von institutioneller Seite blieb die jugendliche Arbeiterschaft durch katholische Kirche und sozialdemokratische Arbeiterbewegung zweifach umworben, stand zwischen Glaube und seiner Negation, dem atheistischen „Klassenbewußtsein“.

„... mein Vater ist nie in die Kirche gegangen, aber er achtete sorgfältig darauf, daß seine Familie jeden Sonntag die Kirche besuchte. Er führte uns immer in die alte Simmeringer Kirche in der

³⁷¹ vgl. Petzold, 174-176

³⁷² vgl. Klaus Tenfeldes Definitionsversuch in: Hanisch, 118

³⁷³ Rosenbaum, Proletarische Familien, 106f.

³⁷⁴ vgl. Zoitl, 454

³⁷⁵ Langewiesche, 368f. u. 390; Maimann, 601 u. 617 und Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“, 81

*Kobelgasse, blieb selbst aber draußen stehen. Er wartete das Ende des Gottesdienstes ab und führte uns wieder heim.*³⁷⁶

Tendenziell ist die Gläubigkeit unter Arbeiterjugendlichen als Überrest der elterlichen – zumeist ländlichen – Herkunft einzustufen, welche sich oft relativ naiv-rituell, etwa in Gebeten mit Sachwünschen, manifestierte. Die Kirche fungierte als Halt, wurde aber auch individuell negativ erfahren.³⁷⁷ Jugendliche, deren Väter gewerkschaftlich organisiert waren, wiesen öfter eine eher ablehnende Haltung gegenüber der Kirche auf, dennoch sollte sich die Ablösung der „Sozialisationsinstanz Kirche“ durch die „Sozialisationsinstanz Arbeiterbewegung“ als langsamer Prozeß erweisen:³⁷⁸

„An dem gleichen Tag, an dem ich mich bemüht hatte, meinen Kolleginnen zu beweisen, [...] daß es einen allmächtigen Gott nicht geben könne, weil dann so viele Menschen nicht so harte Schicksalsschläge erdulden müßten, am Abend desselben Tages faltete ich doch wieder die Hände, wenn ich in meinem Bette lag und hob meine Augen zu dem Marienbild empor. Vielleicht doch, dachte ich unwillkürlich immer wieder.“³⁷⁹

Mit der päpstlichen Stellungnahme in der Enzyklika „Rerum novarum“ des Jahres 1891, die auf den unübersehbaren sozialistischen Einfluß im Proletariat reagiert hatte, begann ein verstärktes kirchliches Engagement für die Arbeiterschaft und der Aufbau eines christlichen Arbeiter(jugend)vereinswesens. Ähnlich besorgt, die proletarische Jugend völlig an die sozialdemokratischen Jugendbewegungen und Vereine zu verlieren, war die christlichsoziale Partei. Sie reagierte mit vehementen Forderungen nach Vereins- und Organisationsverboten für die erwerbstätigen Jugendlichen, was die Position der eigenen christlichsozialen Vereine für Arbeiterjugendliche naturgemäß erschwerte. Im Jahr 1905 erfolgte die Gründung des – von den Christlichsozialen initiierten – „Bundes der Arbeiterjugend Österreichs“, zwei Jahre später wurde dieser in „Verband der christlichen Jugend Österreichs“ umbenannt. Interne Auseinandersetzungen führten schließlich zur Abspaltung des parteitreuen „Reichsbundes der christlichen Arbeiterjugend Österreichs“ unter der Ägide Leopold Kunschaks, welcher jedoch unter Arbeiterjugendlichen ebenso unbeachtet blieb.³⁸⁰ Es waren nicht nur organisatorische Defizite, die die konfessionellen Arbeitervereine scheitern ließen, vielmehr fehlte das grundlegende Verständnis gegenüber den Problemen, Wünschen und Bedürfnissen der jugendlichen Arbeiterschaft, *„die frommen Jugendblätter, wie das ‚St. Aloisius-Blatt‘ und*

³⁷⁶ Interview Rosa Jochmann (geb. 1901) – zitiert nach: Sporrer / Steiner, 13

³⁷⁷ vgl. Popp, Jugendgeschichte, 23 und 29-33

³⁷⁸ Hanisch, 136f. und vgl. die Aussagen Rosa Jochmanns in: Sporrer / Steiner, 13

³⁷⁹ zitiert – Popp, Jugendgeschichte, 37

„ähnliche Brechmittel“³⁸¹ stellten sich den drängenden sozialen Problematiken kaum und beschränkten sich vielfach nur auf eine Fundamentalkritik der jugendlichen „Vergnügungssucht“. Der Mangel an (für proletarische Jugendliche) attraktiven Freizeitangeboten war unübersehbar, somit blieb der Zugang zu den Jugendlichen weitgehend versperrt.³⁸² Der verzweifelte Versuch, den Entwurf eines christlich geprägten „Standesbewußtseins“ dem sozialistischen Klassenkampfmodell entgegenzusetzen scheiterte ebenso, die „innere Widersprüchlichkeit“³⁸³ zwischen Kirche und Arbeiterbewegung – so Dieter Fricke – konnte nicht überwunden werden.³⁸⁴

Wenig erfolgreich blieb auch der Versuch mit der staatlichen „Jugendpflege“ einen Gegenentwurf zur sozialdemokratischen Jugendbewegung aufzubauen; restriktive Maßnahmen, wie etwa Neugestaltungsversuche im Bereich des Vereinsrechtes, blieben ebenso ohne Erfolg. Nicht nur die geschickte Agitation gegen die politischen und ideologischen Gegner sicherte die Vormachtstellung der Sozialdemokratie unter der jugendlichen Arbeiterschaft, auch die Prägung durch das Milieu wies im Regelfall den Weg ins sozialdemokratische Umfeld. „Der Eintritt in eine dem Alter und dem Geschlecht adäquate Teilorganisation der Arbeiterkulturbewegung war hochgradig ‚milieugeneriert‘“³⁸⁵, erfolgte logisch, über Kontakte von Freunden und Kollegen. Bewußt sollte der sozialdemokratische Festkanon, mit dem 1. Mai als „Feiertag“ der Arbeiterschaft und den Märzfeiern zur Revolution von 1848 die kirchlichen Festen weitgehend substituieren, mit Jugendweihen statt Kommunionen und Frühlingsfesten statt Fronleichnamsprozessionen der Entwurf einer Gegenkultur ausgeweitet werden.³⁸⁶

5.5.3 Arbeiterjugend im sozialdemokratischen Vereinswesen

Wesentlich bestimmt wurde die Freizeitgestaltung jugendlicher Arbeiter somit sicherlich durch das sozialdemokratische Milieu. Partei, Gewerkschaft und Vereinswesen offerierten vielfältige Chancen zur Partizipation, stellten Infrastruktur und „Institutionskultur“ zur

³⁸⁰ Josef Adlmannseher / Anneliese Höfler / Hans Gruber, Kirche zu den Arbeitern, Arbeiter in die Kirche, in: *Kropf*, Arbeit / Mensch / Maschine, 235 und Neugebauer, 69-71

³⁸¹ so eine Polemik in der Gründungsausgabe der Zeitschrift *Der Jugendliche Arbeiter* – zitiert nach: *Der Jugendliche Arbeiter*, 1/1902, 1

³⁸² Kift, Arbeiterkulturforschung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet, 23f. und Schäfer, 219

³⁸³ Dieter Fricke, Die katholischen Arbeitervereine im Wilhelminischen Kaiserreich – Ausdruck der Einheit und inneren Widersprüchlichkeit von „Arbeiterbewegung – Kirche – Religion“, in: Winfried R. Garscha (Hg.), *Arbeiterbewegung – Kirche – Religion* (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung ITH-Tagungsberichte 27), Wien / Zürich 1991, 150

³⁸⁴ Adlmannseher / Höfler / Gruber, 236 und Fricke, 161

³⁸⁵ zitiert – Safrian / Sieder, 127

³⁸⁶ Neugebauer, 68-71 u. Langewiesche, 377; vgl. Petzold, 282f. und 288

Verfügung.³⁸⁷ Die Angebote waren breit gefächert, umfaßten den Bereich der „Arbeiterkultur“ mit Bildung und kulturellen Angeboten ebenso, wie sportliche Betätigungsformen und boten damit Möglichkeiten, dem Alltag zu entfliehen, aber auch um sich fortzubilden. Mit dieser bewußten Bereitstellung einer „Multifunktionalität“ konnte die Arbeiterbewegung ihren politischen und ideologischen Einfluß auf die jugendliche Arbeiterschaft weitgehend sicherstellen und auf den wichtigen Bereich der Freizeitgestaltung ausdehnen.³⁸⁸

Als die behördlichen Repressalien ab den 1890er Jahren nachließen, wurde die Arbeiterbewegung wieder zu einem politisch aktiven Element, was auch die Organisationsmöglichkeiten der jugendlichen Arbeiterschaft begünstigte. Erste Ursprünge der Arbeiterjugendbewegung sind im gewerblichen Milieu auszumachen; Lehrlinge, vor allem aus dem besser gestellten graphischen Gewerbe, begannen eigenständige Zusammenkünfte zu organisieren, um Bildungsbestrebungen verwirklichen zu können. Im Jahr 1894 gründeten die Lehrlinge des Hernalser Vereines „Bücherskorpion“ und des Ottakringer „Jugendbundes“ den „Verein jugendlicher Arbeiter Wiens“, der sich zunächst noch einer Gastwirtschaft als Versammlungsort bedienen mußte, erst später wurde von der Bäckergewerkschaft ein eigenes Vereinslokal zur Verfügung gestellt.³⁸⁹ Besonders vehementer Widerstand gegen den neugegründeten Verein äußerten Innungen, Meister und staatliche Behörden, selbst die sozialdemokratische Führungsschicht und die Gewerkschaft betrachteten dieses Experiment jugendlicher Selbstorganisation zunächst noch mit Mißtrauen und Abneigung, befürchtete man doch, da bisher keine eigenen Arbeiterjugendorganisationen existierten, das Heranwachsen eines Konkurrenten. Nach langwierigen parteiinternen Diskussionen, die noch etliche Jahre fort dauern sollten, wurde die Jugendorganisation schließlich im Jahre 1896 von der Arbeiterbewegung offiziell anerkannt. Während der Folgejahre erfolgte die Gründung zahlreicher Bezirksgruppen, wie etwa 1901 des „Vereins jugendlicher Arbeiter in Floridsdorf“, 1903 schuf man mit dem „Verband der jugendlichen Arbeiter Oesterreichs“ eine überregionale Vertretung. Vorrangig blieb die Ausrichtung auf Bildung bestehen: Lesungen, Konzertbesuche und Vorträge wurden organisiert, eine eigene Bibliothek und mit der monatlich erscheinenden Zeitschrift „Der jugendliche Arbeiter“ ab Oktober 1902 ein (zum Preis von 1,20 Kronen pro Jahr) erschwingliches Vereinsorgan etabliert. Trotzdem der Hilfsarbeiteranteil während der Zeit des Ersten Weltkrieges auf 35 bis 45 % anwuchs, blieb

³⁸⁷ Andersen, 29

³⁸⁸ Mitterauer, 213

³⁸⁹ Neugebauer, 29f. und 375f.

die Wiener Arbeiterjugendbewegung eher von Lehrlingen geprägt, als von jugendlichen Fabrikarbeitern.³⁹⁰

Um der Problematik der für Jugendliche restriktiven Vereinsgesetze zu entgehen (war doch die Mitgliedschaft in politischen Vereinen für Frauen und Jugendliche bis 18 Jahre verboten³⁹¹) schloß der „Verband der jugendlichen Arbeiter Österreichs“ zumindest auf dem Papier jede politische „Tendenz“ prononciert aus, der Beitritt war somit ab dem Jahre 1912 schon 16jährigen möglich. Die Realität bot ein anderes Bild, sah man doch von politischer und ideologischer Sozialisation im Sinne der Sozialdemokratie keinesfalls ab, auch fungierte die Arbeiterjugendbewegung als wichtige Rekrutierungsbasis für zukünftige Parteifunktionäre.³⁹²

Zur Erfassung nichtdeutscher Arbeiter wurden dem Arbeiterjugendverein separate Organisationen angegliedert, was in Wien vor allem tschechische Arbeiterjugendliche betraf, auch existierte ein „Jüdischer Verein jugendlicher Arbeiter“. Offensichtlich fungierten gerade diese ethnischen Arbeitervereine und deren Infrastruktur als erste Anlaufstelle für Neuzugezogene, bildeten somit eine wichtige Zugriffsmöglichkeit für die Sozialdemokratie.³⁹³ Eine signifikante Beteiligung jugendlicher Fabrikarbeiter an (bestehenden) anarchistischen und linksradikalen Jugendbewegungen ist jedoch – zumindest für den Wiener Raum – nicht festzustellen.³⁹⁴

Trotz einer weitgehend „rationalistischen“ Ausrichtung, boten die Arbeiterjugendbewegungen erst relativ spät Partizipationsmöglichkeiten für weibliche Arbeiterjugendliche. Im Jahre 1890 hatten die Behörden dem Antrag zur Etablierung eines „Arbeiterinnen-Bildungsvereines“ zugestimmt, die Ressentiments des sozialdemokratischen Milieus behinderten aber die weitere Entwicklung: 1905 wurde die Gründung eines eigenständigen „Vereins jugendlicher Arbeiterinnen“ verhindert, vier Jahre später lehnte man einen böhmischen Antrag, der die Aufnahme von Mädchen in den „Verein der jugendlichen Arbeiter“ zur Diskussion stellte, auf Druck der Gewerkschaft ab. Daß der Anteil weiblicher Arbeiterjugendlicher in den Gewerkschaften weitgehend gering blieb – eine Ausnahme bildeten lediglich die böhmisch-

³⁹⁰ ebd., 31-33, 37, 54f. u. 105; Tálos, Sozialpolitik, 94f.; Historisches Lexikon der Stadt Wien. Band 1, 144, s. v. Arbeiterjugendbewegung; vgl. Der Jugendliche Arbeiter, 1/1902, 1 und Karl Heinz, Kampf und Aufstieg. Die Geschichte der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung Österreichs, Wien 1932, 95

³⁹¹ vgl. Huber, 193f.

³⁹² Neugebauer, 56f. und vgl. den *Statuten-Auszug* in: ebd., 51

³⁹³ ebd., 75-78 u. 98 und John, Hausherrenmacht, 77; John, Wanderminoritäten, 107-109

³⁹⁴ vgl. Neugebauer, 97-103

mährischen Gebiete – ist somit wenig überraschend.³⁹⁵ Auch hemmte die Mentalität der Eltern die Teilnahmemöglichkeiten weiblicher Jugendlicher am politischen, wie unpolitischen Vereinsleben: oft wurden den Heranwachsenden gemischtgeschlechtliche Aktivitäten mit einem Verweis auf den angeblich allzu freizügigen Umgang der Arbeiterjugendbewegung mit Sexualität untersagt. Tatsächlich zeichneten sich aber Arbeiterbewegung und sozialdemokratische Theoretiker eher durch eine weitgehende Prüderie aus, sexuelle Freiheiten bestanden allenfalls theoretisch. Dennoch boten gerade Ausflüge und Vereinsveranstaltungen Möglichkeiten, Kontakte zum anderen Geschlecht aufzunehmen, was im eigenen Umfeld oft nur eingeschränkt möglich war.³⁹⁶

Wichtiger Bestandteil des sozialdemokratischen Vereinsjahres war die Feier zum 1. Mai, dem „Tag der Arbeit“, welcher auf der Arbeiterinternationale des Jahres 1889 in einem bewußten Rückgriff auf die US-amerikanische Gewerkschaftsbewegung festgelegt worden war. Auch knüpfte man mit der Datumswahl an die bürgerlich geprägten „Frühlingsfeste“ an, die den 1. Mai schon zuvor zum „Halbfeiertag“ (sogar samt oftmaliger Freistellung des Nachmittages für die Industriearbeiterschaft) gemacht hatten. Nun projizierte die europäische Arbeiterbewegung den 1. Mai als freien Tag für die Arbeiterschaft, als proletarischen Feiertag, der zu Aufmärschen, gemeinsamen Veranstaltungen und Vorträgen genutzt werden sollte.³⁹⁷

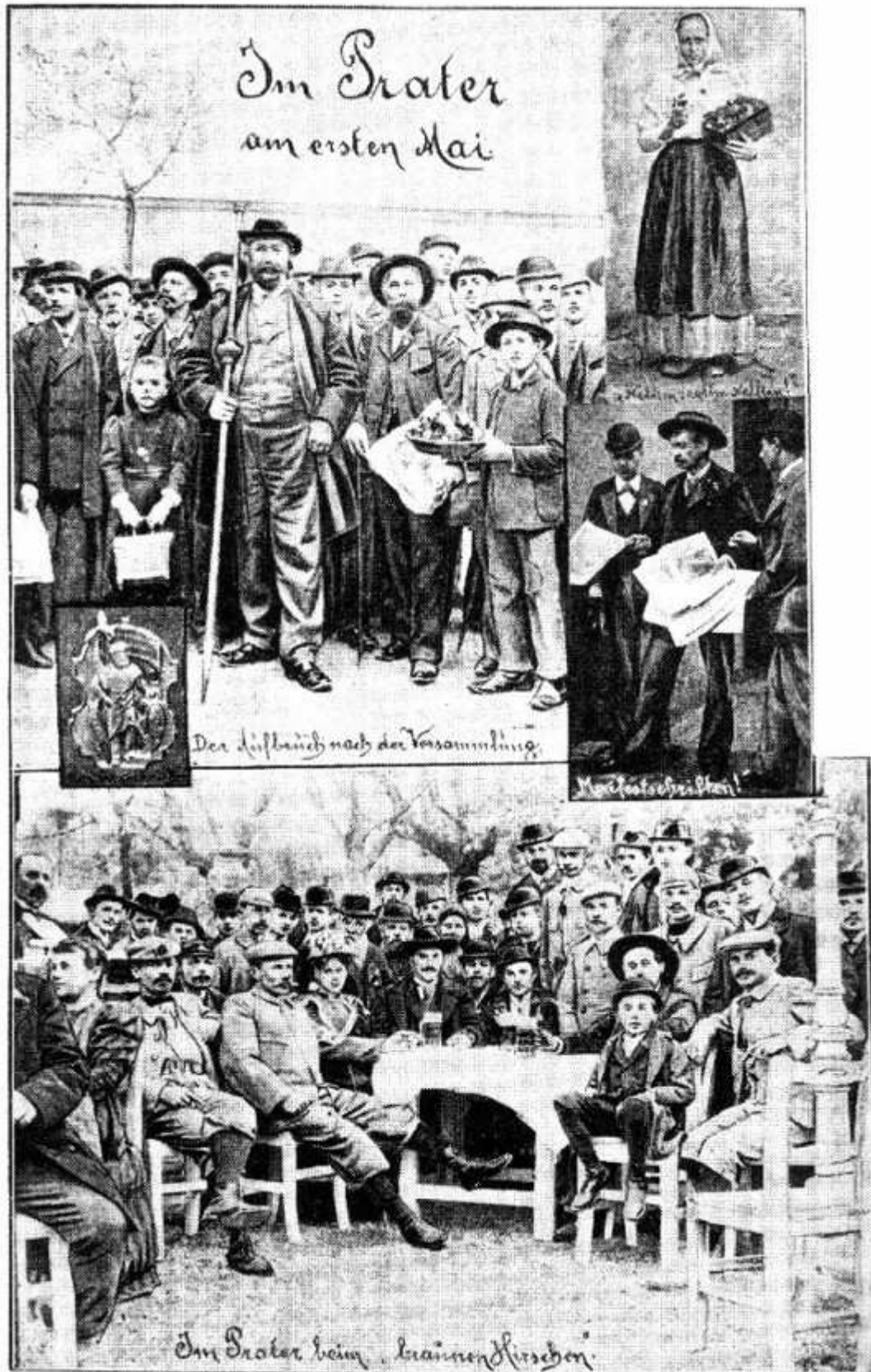
Das erste Maifest fand schließlich im Jahre 1890 statt, von diesem Zeitpunkt an wiederholte sich (mit Ausnahme der beiden Weltkriegsjahre 1915 und 1916) alljährlich das gleiche Procedere: Tausende Arbeiter marschierten von den Außenbezirken über den Ring in den Prater, welcher als traditioneller Vergnügungsort Bestandteil des eher wenig proletarisch geprägten Bezirks Leopoldstadt war. Schon im ersten Jahr hatten zwischen 30.000 und 100.000 Menschen an den Maifeierlichkeiten teilgenommen, dementsprechend groß war die Besorgnis der Bourgeoisie im Vorfeld gewesen. Dennoch verliefen die Maiaufmärsche weitgehend friedlich und endeten – wenig spektakulär – in den Gastgärten des Wiener Praters.³⁹⁸

³⁹⁵ Hauch, *Arbeite Frau*, 67 und 79; Mitterauer, 226; Neugebauer, 49-52 und vgl. *Der jugendliche Arbeiter* 6/1914, 1

³⁹⁶ Safrian / Sieder, 130f. und vgl. Popp, *Jugendgeschichte*, 36

³⁹⁷ Troch, *Rebellensonntag*, 2 u. 19f.

³⁹⁸ ebd., 25-28 u. 37 und Bunzl, 743



Proletarische Gestaltung des 1. Mais im Wiener Prater. Zeitungssillustration zum Maifest 1896. „Der Aufbruch nach der Versammlung“ (gr. Bild oben), „Nelken, rothe Nelken!“ (rechts oben), „Maifestschriften!“ (Mitte rechts), „Im Prater beim ‚braunen Hirschen‘“ (unten) – Abb. aus: Troch, *Rebellensonntag*, 132.

Neben der Artikulation aktueller politischer Forderungen (den sogenannten „Maiforderungen“), die etwa die Einführung des Achtstundentages und des allgemeinen Wahlrechts postulierten, war vor allem die Arbeitsruhe zentrales Element des proletarischen Maifestes. Dies führte naturgemäß zu Konflikten zwischen Arbeitern und Unternehmern, mehrheitlich wurden – besonders nach der Jahrhundertwende – Arbeiter aber (unbezahlt) freigestellt, sollte doch das Risiko eines Arbeitskampfes nicht eingegangen werden. Teilweise bestanden in einzelnen Fabriken am 1. Mai Abwesenheitsverbote, auch existierten finanzielle Belohnungen („Gratifikationen“), die den Arbeitern bei einem Teilnahmeverzicht ausbezahlt wurden. Das Recht auf eine Arbeitsfreistellung zu den Maifeierlichkeiten gewährten die – wenig verbreiteten – Kollektivverträge erst ab dem Jahre 1903.³⁹⁹

Die Teilnahme der jugendlichen Arbeiter am Maiaufmarsch war vorrangig symbolischer Natur, marschierten sie doch oft zusammen mit den Kindern an der Spitze des Zuges. Aber auch aktives Engagement ist belegt; so erregten etwa die Bestrebungen des „Verbandes jugendlicher Arbeiter“, zur Teilnahme am Maizug der sozialdemokratischen Arbeiterschaft im Prater aufzurufen, das Mißtrauen der staatlichen Behörden, wie ein Bericht der Wiener Sicherheitsdirektion vom 28. April 1910 an die „k. k. n. ö. Statthalterei“ zeigt:

„Die Massenagitation wird teils durch mündliche Ueberredung, teils durch Verteilung von Flugschriften nach beiliegendem Muster betrieben. Zu einem Einschreiten gegen die ersterwähnte Agitationsform mangelt die gesetzliche Handhabe; dagegen wird bei Fällen der unbefugten Kolportage gegen die Beanstandeten nach § 23 Pr.G. vorgegangen. Im Laufe der letzten Tage wurden aus diesem Anlasse zahlreiche Jugendliche arretiert und der k. k. Staatsanwaltschaft angezeigt.“⁴⁰⁰

Insgesamt sind die Maifeierlichkeiten mit ihrer gemeinschaftsstiftenden „Inszenierung einer Festtags-Öffentlichkeit“⁴⁰¹ nur schwer zwischen politischer Manifestation und „rituellem“ volksfestartigen Massenvergnügen festzumachen. Sicherlich fungierten die demonstrativen Märsche ins Zentrum der Stadt, die Feiern und Massenauftritte als wichtiges Mittel zur emotionalen Identifikation; ob eigenständigen politischen Entwürfen in der alljährlichen Demonstration „proletarisch-weltanschauliche[r] Gemeinsamkeit“⁴⁰² Raum gewährt wurde, ist jedoch fraglich. Für die Zeit nach der Jahrhundertwende kann eine gewisse Stagnation der „Maieuphorie“ festgestellt werden, auch in der Erinnerungsliteratur ist vielfach nur der „Kampf“ um die erste Maifeierlichkeit vorhanden, die nachfolgenden finden nur noch am

³⁹⁹ Troch, Rebellensonntag, 62, 92, 143f., 147-149 u. 160; vgl. Popp, Jugendgeschichte, 44

⁴⁰⁰ zitiert nach: Neugebauer, 390

⁴⁰¹ zitiert – Safrian / Sieder, 129

Rande Erwähnung. Erst die Feiern zum 1. Mai 1917, der ersten Maifeierlichkeit während des Krieges, wurden wieder zur politischen Manifestation und schufen eine Artikulationsbasis für Kriegsmüdigkeit und Unzufriedenheit der proletarischen Bevölkerung.⁴⁰³

Die Selbstdarstellungen der Jugendlichen in den Arbeiteraufmärschen in einen militärischen Kontext zu stellen, wäre wohl verfehlt, trat doch einzig die Jugendbewegung vehement gegen den Militarismus auf; der oftmals rücksichtslose Einsatz des Militärs gegen die Aufmärsche und Demonstrationen der Arbeiterjugend dürfte die Ausprägung einer antimilitaristischen Einstellung zudem begünstigt haben.⁴⁰⁴ Schon sehr früh hatte die Arbeiterjugendbewegung – von der Sozialdemokratischen Partei kritisch beäugt – gegen den Militarismus Stellung bezogen, ihn in Vorträgen und im Vereinsorgan „Der Jugendliche Arbeiter“ thematisiert und scharf verurteilt.⁴⁰⁵ Der Argumentation Karl Liebknechts folgend, welcher 1907 in seinem, später beschlagnahmten Buch „Militarismus und Antimilitarismus“ die Mechanismen des Militarismus dargelegt und darin die Verbreitung seiner Thesen bei der Jugend gefordert hatte, wurde der Militarismus als kapitalistische Erscheinung klassifiziert und gegen ihn agitiert. Federführend war hier der zeitweilige Arbeiterjugendführer Leopold Winarsky⁴⁰⁶, der die starke antimilitaristische Aktivität im „jugendlichen Arbeiter“ koordinierte. Auch nach 1914 erschienen immer wieder emotionale Artikel gegen den Krieg, gleichzeitig sind jedoch immer wieder Abschwächungen anzutreffen, welche wohl nicht nur als notwendige Distanzierungen fungierten, um der staatlichen Repression zu entgehen.⁴⁰⁷

Der Kriegsausbruch bescherte der Arbeiterbewegung insgesamt eine schwere Krise: trotz der Beschlüsse, die auf den internationalen sozialistischen Konferenzen in den Jahren zuvor getroffen worden waren und die Sozialdemokratie eigentlich zum Kampf gegen den ausgebrochenen Krieg und die eigene Regierung verpflichtet hätten, entschieden sich die meisten sozialdemokratischen Parteien Europas zu einem ‚Burgfrieden‘ mit dem nationalen Regime, so auch Österreichs Sozialdemokratie. Die überrumpelte Parteielite zögerte, schreckte vor entschiedenem Handeln zurück und so wurde der Kriegsbeginn – trotz interner Unstimmigkeiten – mit einem Mehrheitsbeschluß begrüßt, was, nachdem die tschechische Arbeiterbewegung den Kriegsausbruch sofort verurteilt hatte, wohl auch als Positionierung

⁴⁰² zitiert – Langewiesche, 377

⁴⁰³ Troch, Rebellensonntag, 121 u. 166; vgl. Popp, Jugendgeschichte, 43f.

⁴⁰⁴ Mitterauer, 229 und Neugebauer, 72-75

⁴⁰⁵ vgl. etwa: Der Jugendliche Arbeiter, 2/1902, 2f. oder Der Jugendliche Arbeiter, 3/1905, 5

⁴⁰⁶ Leopold Winarsky (1872-1915), ab 1914 als „Linker“ in innerparteilicher Opposition

⁴⁰⁷ Gernot Heiß, Zur antimilitaristischen Taktik der österreichischen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg, in: Botz / Hautmann, 561 u. 568-571

der Partei im Nationalitätenkonflikt zu werten ist. Das nachfolgende Absinken der Mitgliederzahlen und der Auflagen der Parteiorgane legen ein Protestverhalten der Arbeiterschaft gegen die sozialdemokratischen Beschlüsse nahe, auch scheint die Kriegseuphorie bei Arbeitern tendenziell geringer gewesen zu sein, zu einem offenen Auftreten gegen den Krieg kam es jedoch nicht.⁴⁰⁸ „Ihre Haltung war von den Gefühlen hilfloser Überwältigung, der Lähmung, Apathie und des Sich-Ergebens in ein vermeintliches Fatum geprägt.“⁴⁰⁹

Nach Kriegsbeginn erschienen sogleich euphorische Kriegsberichte im sozialdemokratischen Parteiorgan „Arbeiter-Zeitung“, ähnliches publizierte die Arbeiterjugendbewegung, lediglich die sozialdemokratische Frauenbewegung blieb distanzierter. Zahlreiche Artikel des „Jugendlichen Arbeiters“ folgten der offiziellen Parteilinie, übten sich in vorausseilendem Gehorsam und pragmatischer Kriegsbefürwortung:

„Die Interessen entscheiden. [...] Wenn es nun aber schon zu dem blutigen Völkerringen gekommen ist, dann wünschen wir aus ganzem Herzen, daß es enden möge, wie es für die Sache der Arbeiterklasse am besten ist: Es möge enden mit einer zerschmetternden Niederlage des Zarismus mit einem Sieg der Waffen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.“⁴¹⁰

Bald brachen jedoch erste Konflikte auf, als eine parteiinterne Opposition gegen den Krieg votierte, auch die Jugendorganisation positionierte sich ab Ende 1914 und Anfang 1915 neu und stellte sich demonstrativ auf die Seite der wenigen Kriegsgegner.⁴¹¹ Nun radikalisierte sich auch die publizistische Agitation der Arbeiterjugendbewegung gegen den Krieg; die patriotischen Rubriken im Vereinsorgan „Der Jugendliche Arbeiter“ wurden weitgehend eingestellt und durch pazifistische Aufrufe ersetzt. Oftmals mußte die Zeitschrift neu redigiert werden, da die behördliche Zensur allzu kritische Erstauflagen vollständig konfiszieren ließ. Vor allem die stets scharfe Kritik der Arbeiterjugend an der staatlichen vormilitärischen Ausbildung von Jugendlichen rief die Obrigkeit auf den Plan:⁴¹² „*einzelne Redner*“ hätten, so die k. k. Polizeidirektion Wien in einer Verwarnung an die Vereinsleitung der Arbeiterjugendbewegung im April 1916, „*wiederholt zu der militärischen Jugendvorbereitung [...] in abfälliger Weise Stellung genommen, ja diese Bestrebungen ins*

⁴⁰⁸ ebd., 574; Hautmann, Rätebewegung, 91f. und Rudolf Neck, Die Haltung der Arbeiterschaft zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. V. Linzer Konferenz, 49-52

⁴⁰⁹ zitiert – Hautmann, Rätebewegung, 97

⁴¹⁰ zitiert – Der jugendliche Arbeiter 9-10/1914, 1f.

⁴¹¹ vgl. das Flugblatt *Arbeiterjugend, merk auf!* (erschienen während des Ersten Weltkrieges) – VGA Lade 6 / Mappe 16

⁴¹² Neugebauer, 91-94 und Hautmann / Kropf, 115f.

*Lächerliche gezogen und verspöttelt.*⁴¹³ Mit diesem zunehmend antimilitaristischen Auftreten konnte die Arbeiterbewegungen ab 1917/18 ihre Krise überwinden, auch stiegen die zuvor dramatisch abgesunkenen Mitgliederzahlen wieder an.⁴¹⁴

⁴¹³ zitiert – Neugebauer, 392

⁴¹⁴ Hautmann, Rätebewegung, 98-100

6. Zusammenfassung

Zu Beginn stand die Frage nach den Lebens- und Arbeitsbedingungen für jugendliche Fabrikarbeiter um die Jahrhundertwende, eine Betrachtung der gesamten Lebenswelt, welche die Arbeitssituation ebenso inkludiert, wie die freie Zeit, wurde intendiert. Neben generellen Rahmenbedingungen sollten hier ebenso jugendliche Spezifika rekonstruiert, gleichzeitig jedoch individuelle Erfahrungen und Prägungen nicht ausgeklammert werden.

Die Ergebnisse zeichnen ein weitgehend düsteres Bild, Arbeitszeiten von bis zu 11 Stunden täglich, Löhne, die selten das Existenzminimum erreichten und eine Wohnsituation, die oftmals als untragbar kategorisiert werden muß. Dennoch dürfen (existente) Momente der alltäglichen Freude nicht übersehen werden – Glück und Zufriedenheit waren durchaus auch in Situationen latenter Not möglich, daß materielle Sorglosigkeit nicht automatisch mit empfundenen Glück gleichzusetzen ist, zeigt die Gegenwart.

Als ungelernter jugendlicher Fabrikarbeiter war man im Regelfall auf den Verbleib in der elterlichen Familie angewiesen, eine Existenzmöglichkeit außerhalb der Familie bestand, schon aufgrund des geringen Verdienstes, nur sehr eingeschränkt. Außerhalb des Beziehungsgeflechts einer Familie war diese Existenz mit tendenziell hohen Risiken verbunden, im Krankheitsfalle oder beim Verlust der Arbeit blieb man weitgehend unversorgt. Aber auch innerhalb des Familienverbandes war die ökonomische Lage zumeist prekär, viele Arbeiterfamilien mußten – trotz der Zusammenfassung der einzelnen verdienten Löhne zu einem Familienlohn – in stetigem Mangel wirtschaften.

Die langen Arbeitszeiten prägten das proletarische Alltags- und Familienleben entscheidend, bestimmten den innerfamiliären Umgang und determinierten die Bildungsmöglichkeiten der Arbeiterschaft. Hinzu kam die unzureichende Wohnsituation – trotz vergleichsweise hohen Mietzinsen befanden sich die typischen Arbeiterkleinwohnungen in größtenteils katastrophalem Zustand, oftmals mußten die ohnehin schon überbelegten engen Wohnungen mit familienfremden Personen (etwa mit Untermietern und „Bettgehern“) geteilt werden. Der mangelnde Wohnraum belastete das Familienleben und schränkte die jugendliche Selbstentfaltung ein, dennoch wurde die erfahrene Enge gleichzeitig als wichtige emotionale Erfahrung der Nähe und des Rückhalts empfunden. Sexualität wurde innerhalb der Arbeiterschaft relativ tabuisiert, schon innerhalb der Familie war eine ausgeprägte Prüderie

anzutreffen, auch gestaltete sich die proletarische Sexualmoral relativ rigide, tendierte etwa dazu, die heranwachsenden Mädchen zu „behüten“.

Die habsburgische Residenzstadt Wien präsentierte sich um die Jahrhundertwende als kleingewerblich geprägte „Industriestadt“, wies aber trotzdem eine Vielzahl von Beschäftigungsmöglichkeiten für ungelernete jugendliche Arbeiter im industriellen Bereich auf. Zumeist begannen diese Jugendlichen ihre Erwerbstätigkeit in der Fabrik ab dem 14. Lebensjahr, sie wurden im Regelfall in niedrigen Hilfstätigkeiten angeleitet. Durch das Überangebot an ungelerten Arbeitskräften und die geringe Qualifikation blieben sie relativ unproblematisch „austauschbar“ und nahmen dadurch eine niedrige Stellung in der Fabrik ein, was die Teilnahme am Arbeitskampf entschieden einschränkte. Die Löhne jugendlicher Arbeiter (vor allem für weibliche Jugendliche) waren niedrig angesetzt, ermöglichten kaum eine eigenständige Existenz und machten somit den Verbleib im Familienverband unumgänglich.

Generell existierten für ungelernete Arbeiter kaum Partizipationsmöglichkeiten am politischen Leben (noch viel geringer waren sie für jugendliche Arbeiterinnen), dementsprechend schwierig gestaltete sich ein etwaiger Ausstieg aus der industriellen Arbeitstätigkeit, er gelang nur wenigen Arbeiterinnen und Arbeitern und führte zumeist über eine Tätigkeit in der Gewerkschaft oder im sozialdemokratischen Partei- und Vereinswesen.

Die Freizeit, wenn auch knapp bemessen, war als arbeitsfreie Zeit von den Jugendlichen wohl weitgehend autonom gestaltbar, konnte – innerhalb gewisser (ökonomischer) Rahmenbedingungen – zum „Vergnügen“ verwendet werden, aber auch, um am Vereinsangebot der Arbeiterbewegung zu partizipieren und die Zeit dann etwa mit Sport oder Fortbildung zu verbringen. Nicht nur im sozialdemokratischen Vereinswesen manifestierte sich die herrschende bürgerliche Kultur – sie war ebenso in vielen Bereichen des proletarischen Alltagslebens anzutreffen, etwa in der Imitation eines bourgeoisen Erscheinungsbildes oder der Rezeption bürgerlicher Bildungs- oder Familienideale.

Die Sozialisation der Jugendlichen vollzog sich in Beruf und Alltag, durch die konkrete Situation in der Fabrik, durch das Leben in der Arbeiterfamilie genauso, wie durch das Umfeld, das „Milieu“. Infolge der kollektiv erfahrenen Lebensumstände heranwachsender Proletarier kann von einer weitgehend gemeinsamen erfolgten politisch-ideologischen Bewußtseinsbildung ausgegangen werden, die Existenz eines jugendlichen

Eigenverständnisses als „Klasse“ bleibt hingegen nur Vermutung und bietet sich somit als mögliches, zukünftiges Forschungsfeld der Arbeitergeschichte an.

Das Ende eines spezifischen Jugendlichendaseins ergab sich offensichtlich durch die Ausübung einer „erwachsenen“ Arbeitstätigkeit, die eine eigenständige Versorgung des Jugendlichen, Eheschließung und Gründung einer Familie ermöglichte. Diese „ökonomische Verselbständigung“⁴¹⁵ gestaltete sich oftmals als langwieriger Prozeß, eine eigene Reproduktionssphäre aufzubauen war im Regelfall nur schrittweise möglich, viele Jugendliche verblieben in der Abhängigkeit von der elterlichen Haushaltseinheit und somit mußten auch geregelte Beziehungen junger proletarischer Erwachsener oft noch ohne gemeinsames Zuhause auskommen.⁴¹⁶

⁴¹⁵ vgl. dazu Mitterauer, 23 und 27

⁴¹⁶ Sieder, Sozialgeschichte, 208f.

7. Anhang – Lebensdaten einzelner Protagonistinnen und Protagonisten

Anna Boschek (geb. 1874 in Wien, gest. 1957), Textilarbeiterin, später sozialdemokratische Gewerkschaftsfunktionärin und Nationalratsabgeordnete⁴¹⁷

Autobiographische Quelle: *Anna Boschek*, Aus vergangenen Jahren, in: Adelheid Popp (Hg.), Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung, Wien 1912, 89-102

Rosa Jochmann (geb. 1901 in Wien, gest. 1994), Jugend in Simmering, Vater Eisengießer, Mutter Wäscherin und Bedienerin, mit 14 Jahren Arbeitsbeginn in der Süßwarenfabrik „Schmied & Söhne“, danach Tätigkeit in der Kabelfabrik „Adriane“, als 18jährige Betriebsrätin, mit 22 Jahren Betriebsratsobfrau in der chemischen Fabrik „Auer“, später Gewerkschaftsfunktionärin und sozialdemokratische Politikerin⁴¹⁸

Interviews in: Maria Sporrer / Herbert Steiner (Hg.), Rosa Jochmann, Zeitzeugin, Wien / München / Zürich 1983 und in: Rosa Jochmann. Porträt einer Sozialistin (Zeitdokumente 40), Wien 1986.

Ottokar Merinsky (geb. 1902 in Wien), Sohn böhmisch-mährischer Zuwanderer, zuerst Lehrling in der Metallindustrie, dann ab 16 drei Jahre lang Hilfsarbeiter in einer Papierfabrik
Interview in: Michael John, Hausherrenmacht und Mieterelend (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik), Wien 1982, 164-181

Alfons Petzold (geb. 1882 in Wien, gest. 1923), zunächst Lehrling in einer Metallschleiferei, ab dem 15. Lebensjahr verschiedene Berufe, u. a. Hilfsarbeiter in einer Fabrik, danach „Arbeiterdichter“⁴¹⁹

Autobiographische Quelle: *Alfons Petzold*, Das rauhe Leben. Der Roman eines Menschen (zuerst Berlin 1920), Graz / Wien / Köln 1979.

⁴¹⁷ Riesenfellner, Arbeiterleben, 282

⁴¹⁸ Peter Pelinka, Die österreichische Rosa, in: Rosa Jochmann, 4

⁴¹⁹ Alfred Magaziner, Die Vorkämpfer. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien / München / Zürich 1979, 174-177

Adelheid Popp / geb. **Dworschak** (geb. 1869 in Inzersdorf, gest. 1939), Textilarbeiterin, später Politikerin und Arbeiterjournalistin, u.a. Begründerin und Leiterin der sozialdemokratischen Arbeiterinnenbewegung⁴²⁰

Autobiographische Quelle: Adelheid *Popp*, Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin (zuerst München 1909 unter dem Titel „Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin von ihr selbst erzählt“), Wien 1960.

Amalie Seidel (auch **Seidl**) / geb. **Ryba** (geb. 1876 in Wien, gest. 1952) Tochter eines Schlossers, zunächst Dienstmädchen, Vater Gewerkschaftsmitglied, mit 16 Jahren Mitglied im Gumpendorfer Arbeiterbildungsverein, Fabrikarbeit in einer Appreturfabrik, als 17jährige „Streikführerin“, später Gemeinde- und Nationalrätin⁴²¹

Autobiographische Quelle: Amalie *Seidl*, Der erste Arbeiterinnenstreik in Wien, in: Adelheid *Popp* (Hg.), Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung, Wien 1912, 66-69

⁴²⁰ Riesenfellner, Arbeiterleben, 284

⁴²¹ Magaziner, 126-129

8. Literatur- und Quellenverzeichnis

8.1 Quellen

8.1.1 Archivmaterial

Bestand Sacharchiv Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien (VGA)

8.1.2 Gedruckte Quellen

Julius *Deutsch*, Die österreichischen Siemens-Schuckert-Werke in Wien. Eine Darstellung ihrer Betriebs- und Arbeitsverhältnisse, Leipzig 1910.

Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich (Schriften des Ersten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Wien 1907, Band 1), Wien 1906.

Friedrich *Fürstenberg* (Hg.), Industriesoziologie 1. Vorläufer und Frühzeit 1835 – 1934, Neuwied und Berlin 1966.

Karl *Hauk*, Die Nacharbeit der Jugendlichen in der österreichischen Industrie, Wien 1907.

Franz *Huber*, Kinderschutz und Jugendfürsorge in Österreich. Rechtsnormen und Organisation, Wien 1911.

H. *Mehner*, Der Haushalt und die Lebenshaltung einer Leipziger Arbeiterfamilie, aus: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, N. F. 11. Jg. (1887), in: Heidi *Rosenbaum*, Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt am Main 1980, 309-333.

Alfons *Petzold*, Das rauhe Leben. Der Roman eines Menschen (zuerst Berlin 1920), Graz / Wien / Köln 1979.

Adelheid *Popp*, Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin (zuerst München 1909), Wien 1960.

Adelheid *Popp* (Hg.), Gedenkbuch. 20 Jahre österreichische Arbeiterinnenbewegung, Wien 1912.

Maria *Sporrer* / Herbert *Steiner* (Hg.), Rosa Jochmann, Zeitzeugin, Wien / München / Zürich 1983.

8.1.3 Periodika

Der Jugendliche Arbeiter. Organ für die Interessen der jugendlichen Arbeiter Oesterreichs. Jahrgänge 1902-1914.

8.2 Literatur

Sigrid *Augeneder*, Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg. Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich (Materialien zur Arbeiterbewegung 49), Wien 1987.

Augenzeugen. Das Bild der Arbeit, Wien 1982.

Gerhard *Botz* / Hans *Hautmann* [u. a.] (Hg.), Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeiterbewegung (Veröffentlichung des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien / München / Zürich 1978.

Gerhard *Botz* / Josef *Weidenholzer* (Hg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche „geschichtsloser“ Sozialgruppen (Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2), Wien / Köln 1984.

Ernst *Bruckmüller*, Sozialgeschichte Österreichs, Wien / München 1985.

Günther *Chaloupek* / Peter *Eigner* / Michael *Wagner*, Wien. Wirtschaftsgeschichte. 1740-1938. Teil 2: Dienstleistungen (Geschichte der Stadt Wien Band 5), Wien 1991.

Werner *Conze*, Arbeiter, in: Otto *Brunner* / Werner *Conze* / Reinhard *Koselleck* (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 1. A-D, Stuttgart 1972, 216-242.

Hubert Christian *Ehalt*, Geschichte von unten. Fragestellung, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien / Köln / Graz 1984.

Hubert Christian *Ehalt* (Hg.), Glücklich ist, wer vergißt...? Das andere Wien um 1900 (Kulturstudien 6), Wien / Graz [u.a.] 1986.

Josef *Ehmer*, Vaterlandslose Gesellen und respektable Familienväter. Entwicklungsformen der Arbeiterfamilie im internationalen Vergleich, 1850-1930, in: Helmut *Konrad* (Hg.), Die deutsche und die österreichische Arbeiterbewegung zur Zeit der Zweiten Internationale (Materialien zur Arbeiterbewegung 24), Wien 1982, 109-153.

Wolfgang *Emmerich*, Proletarische Lebensläufe Band 1 -1914. Das neue Buch, Reinbek bei Hamburg 1975.

Rosa-Maria *Fidesser*, Die soziale Lage der Metallarbeiter Niederösterreichs in der Zeit der Industrialisierung bis 1914. Phil. Diss., Wien 1974.

Helmut *Fielhauer* / Olaf *Bockhorn* (Hg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht, Wien / München / Zürich 1982.

Johann *Freiler*, Die Soziale Lage der Wiener Arbeiter in den Jahren 1907-1918. Phil. Diss., Wien 1966.

Dieter *Fricke*, Die katholischen Arbeitervereine im Wilhelminischen Kaiserreich – Ausdruck der Einheit und inneren Widersprüchlichkeit von „Arbeiterbewegung – Kirche – Religion“, in: Winfried R. *Garscha* (Hg.), Arbeiterbewegung – Kirche – Religion (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung ITH-Tagungsberichte 27), Wien / Zürich 1991, 150-163.

Friedrich *Fürstenberg*, Einführung in die Arbeitssoziologie, Darmstadt 1977.

Sylvia *Hahn*, Arbeit – Schule – Spiel. Kinderräume im 18. und 19. Jahrhundert, in: *Sowi* 2/99, 105-113.

Sylvia *Hahn*, Frauenarbeit. Vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert, Wien 1993.

Ernst *Hanisch*, Arbeiterkindheit in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur Band 7 (1982), 109-147.

Gabriella *Hauch*, „Arbeite Frau! Die Gleichberechtigung kommt von selbst“?, in: Helmut *Konrad* (Hg.), „Daß unsre Greise nicht mehr betteln gehn!“. Sozialdemokratie und Sozialpolitik im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn 1880 bis 1914 (Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien [u.a.] 1991, 62-85.

Gabriella *Hauch* (Hg.), Geschlecht – Klasse – Ethnizität (ITH-Tagungsbericht 29), Wien / Zürich 1993.

Hans *Hautmann* / Rudolf *Kropf*, Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945. Sozialökonomische Ursprünge ihrer Ideologie und Politik (Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung 4), Wien 1974.

Hans *Hautmann*, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918-1924, Wien / Zürich 1987.

Karl *Heinz*, Kampf und Aufstieg. Die Geschichte der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung Österreichs, Wien 1932.

Historischer Atlas von Wien, hg. v. Felix *Czeike*, Wien 1981-2004.

Historisches Lexikon der Stadt Wien, hg. v. Felix *Czeike*, Wien 1994.

Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. V. Linzer Konferenz (Geschichte der Arbeiterbewegung. ITH-Tagungsberichte 3), Wien 1971.

Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 21. Linzer Konferenz 1985. Politische und soziale Probleme der Arbeiterklasse am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Methodologische Probleme der Erforschung von Arbeiterbewußtsein und Klassenbewußtsein unter Berücksichtigung von Oral History, Memoiren, Tagebüchern u. ä. (Geschichte der Arbeiterbewegung. ITH-Tagungsberichte 22), Wien 1986.

Michael *John*, Hausherrenmacht und Mieterelend (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik), Wien 1982.

Michael *John*, Organisationsformen der Wanderminoritäten: Österreich 1867-1925. Thesen und Überlegungen, in: Bruno *Gropp* / Christine *Schindler* (Hg.), Arbeiterbewegung und Migration (ITH-Tagungsberichte 31), Wien 1996, 105-122.

Michael *John*, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs (Materialien zur Arbeiterbewegung 32), Wien 1984.

Michael *John* / Albert *Lichtblau*, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte von Zuwanderung und Minderheiten, Wien / Köln 1990.

Dagmar *Kift* (Hg.), Kirmes, Kneipe, Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle. 1850-1914 (Forschungen zur Regionalgeschichte 6), Paderborn 1992.

Reinhard *Krammer*, Arbeitersport in Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterkultur in Österreich bis 1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung 17), Wien 1981.

Rudolf *Kropf* (Hg.), Arbeit / Mensch / Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft. Band 2, Wien 1987.

Dieter *Langewiesche*, Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestreben und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der ersten Republik (Industrielle Welt 29), Stuttgart 1980.

Henri *Lefebvre*, Kritik des Alltagslebens. Band 2. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Kronberg/Ts. 1977.

Alf *Lüdtke*, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

Alfred *Magaziner*, Die Vorkämpfer. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien / München / Zürich 1979.

Karl *Marx*, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (Karl Marx / Friedrich Engels Werke 23), Berlin 1968.

Gerhard *Meißl*, „Für mich wäre es Freiheit, wenn ich in die Fabrik gienge.“ Zum Wandel der Arbeitsorganisation und Arbeitserfahrung in Wien zwischen 1890 und 1914, in: Archiv 1985. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien 1985, 18-31.

Gerhard *Meißl*, Im Spannungsfeld von Kunsthandwerk, Verlagswesen und Fabrik. Die Herausbildung der industriellen Marktproduktion und deren Standortbedingungen in Wien vom Vormärz bis zum Ersten Weltkrieg, in: Renate *Banik-Schweitzer* / Gerhard *Meißl*, Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktposition in der Habsburgermonarchie (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 11), Wien 1983, 99-187.

Gerhard *Melinz* / Susan *Zimmermann*, Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und in Budapest in der Doppelmonarchie (Materialien zur Arbeiterbewegung 60), Wien / Zürich 1991.

Michael *Mesch*, Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit. Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890-1914 (Materialien zur Arbeiterbewegung 33), Wien 1984.

Michael *Mitterauer*, Sozialgeschichte der Jugend (Edition Suhrkamp Neue Historische Bibliothek), Frankfurt 1986.

Hans *Mommsen*, Arbeiterbewegung und Nationale Frage (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 34) Göttingen 1979.

Wolfgang *Neugebauer*, Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien 1975.

Österreich Lexikon, hg. v. Richard und Maria *Bamberger* / Ernst *Bruckmüller* / Karl *Gutkas*, 2 Bände, Wien 1995.

Gustav *Otruba*, Entstehung und soziale Entwicklung der Arbeiterschaft und der Angestellten bis zum Ersten Weltkrieg, in: Erich *Zöllner* (Hg.), Österreichs Sozialstrukturen in historischer Sicht (Schriften des Instituts für Österreichkunde 36), Wien 1980, 123-154.

Stefan *Riesenfellner*, Autobiographie und Alltagsgeschichte. Einige Anmerkungen, in: *ders.* (Hg.), Arbeiterleben. Autobiographien zur Alltags- und Sozialgeschichte Österreichs 1867-1914, Graz 1989, 270-273.

Stefan *Riesenfellner* (Hg.), Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter (Materialien zur Arbeiterbewegung 49), Wien 1988.

Edith *Rigler*, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 8), Wien [u.a.] 1976.

Gerhard A. *Ritter* / Klaus *Tenfelde*, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts), Bonn 1992.

Rosa Jochmann. Porträt einer Sozialistin (Zeitdokumente 40), Wien 1986.

Heidi *Rosenbaum*, Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft), Frankfurt am Main 1992.

Wolfgang *Ruppert* (Hg.), *Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum „Wirtschaftswunder“*, München 1986.

Hans *Safrian* / Reinhard *Sieder*, *Gassenkinder – Straßenkämpfer. Zur politischen Sozialisation einer Arbeitergeneration in Wien 1900 bis 1938*, in: Lutz *Niethammer* / Alexander von *Plato* (Hg.), *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 3) Berlin u. Bonn 1985, 117-151.

Roman *Sandgruber*, *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Wien 1995.

Reinhard *Sieder*, *Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie*, in: *ders.* (Hg.), *Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*, Wien 1999, 234-264.

Reinhard *Sieder*, *Sozialgeschichte der Familie* (Edition Suhrkamp Neue historische Bibliothek), Frankfurt am Main 1987.

Reinhard *Sieder*, *Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. Habilitation, Wien 1988.

Emmerich *Tálos*, *Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse* (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 5), Wien 1981.

Harald *Troch*, *„Quelle der Belehrung und Veredelung“*. Die Arbeiterbildungsvereine als Keimzelle, in: *ders.* (Hg.), *Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit* (Sozialistische Bibliothek), Wien 1997, 7-30.

Harald *Troch*, *Rebellensonntag. Der 1. Mai zwischen Politik, Arbeiterkultur und Volksfest in Österreich (1890 - 1918)* (Materialien zur Arbeiterbewegung 58), Wien / Zürich 1991.

J. Robert *Wegs*, *Growing Up Working Class. Continuity and Change Among Viennese Youth, 1890-1938*, University Park / London 1989.